Die Botschafterin.

Roman

von

Friedrich Ahl.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1880.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

Dem

Freiherrn

Johann Falke von Lilienstein

zugeeignet.

Die französische Botschafterin Madame Renée de Guébriant bietet in der Geschichte der Diplomatie das einzige Beispiel, daß eine Frau wirkliche, in aller Form beglaubigte Botschafterin einer Macht an einem fremden Hofe gewesen ist. Die Veranlassung ihrer Ernennung und die Art und Weise, wie sie ihre schwierige Mission durchgeführt hat, wollen wir erzählen. Wir folgen in der Einleitung den Aufzeichnungen der offiziellen Berichterstatter jener Mission, welche wir in ihrer Sprache reden lassen. Dort, wo die Chronisten verstummen, in dem Zeitpunkte, wo die Verhältnisse schwierig werden, die Begebenheiten sich in dem königlichen Palaste zu Warschau abspielen, treten wir an die Stelle der Berichterstatter. Und zwar folgen wir hierbei bisher unbekannten Quellen.

Erſter Theil.

I.

Ladislaus IV., aus dem Hause Wasa, König von Polen, hatte im Monate März des Jahres 1644 seine erste Gemahlin: Cäcilia Renata von Oesterreich, die Tochter des Kaisers Ferdinand II. und Schwester Ferdinand III. durch den Tod verloren. Aus dieser Ehe, die sechs Jahre gedauert hatte, war ihm von drei Kindern, welche die Königin geboren, ein Sohn am Leben geblieben. Die Interessen der Dynastie, deren Zukunft direct auf diesen einzigen Sprossen gestellt war, legten den Gedanken an eine zweite Heirath des Königs nahe. Die Wahl war schwer, da sich Viele um seine Hand und den Thron von Polen bewarben. Die Bemühungen um den König waren von verlockenden Anerbietungen mehrerer Mächte begleitet. Oesterreich z. B. bot dem Könige Oppeln und Ratibor und die Wortführer dieser Macht bekämpften offen und durch Intriguen die Bemühungen der französischen Partei am Hofe, welche sie bei der ersten Heirath des Königs aus dem Felde

geschlagen hatten. Allein Oppeln und Ratibor waren dem Könige früher schon versprochen worden, ohne daß diese Hochzeitsgabe in Wirklichkeit den Anschluß an Polen gefunden hätte. König Ladislaus neigte sich deshalb der französischen Verbindung zu. Es leitete ihn dabei ein alter Lieblingswunsch. Die französische Prinzessin, deren Vorzüge man pries, hatte schon vor der ersten Heirath des Königs seine Gedanken einige Zeit hindurch beschäftigt. Es war Marie von Gonzaga, Herzogin von Nevers, Tochter des verstorbenen Herzogs von Mantua. Sie mußte damals den Reizen der versprochenen Schönheit Oppelns und Ratibors und der Macht und Ansehen mehrenden Verbindung mit dem nahegelegenen Oesterreich weichen, trotzdem das von Johann Sawatzki, einem polnischen Edelmanne, der nach Paris geschickt worden war, um die Prinzessin zu sehen, mitgebrachte Bild Eindruck auf den König gemacht hatte.

König Ladislaus, der so Viel besaß, sehnte sich nach dem einen Gute, das er nie besessen, nach Liebe, nach wahrer, inniger Liebe zu einer schönen Frau, in deren Herzen selbst das kostbare Kleinod echter Zuneigung für den Gemahl erglühen sollte. Er kehrte also zu seiner ehedem halb getroffenen Wahl zurück und ließ bei dem Könige von Frankreich und der Königin-Regentin-

Mutter um die Hand der Prinzessin Marie von Gonzaga, einer Verwandten des französischen Hofes werben. Sie wurde ihm zugesagt und Ihre Majestäten versprachen, in die Hand der schönen Prinzessin siebenmal hundert tausend Thaler als Aussteuer zu legen, da das Haus Nevers mit Reichthümern eben nicht gesegnet war. Soweit waren die geheim gepflogenen Negotiationen gediehen, welche zwischen den französischen Gesandten in Warschau, Jean de Brégy, den der König gebeten hatte nach Paris zu reisen, und dem Cardinal Mazarin geführt wurden. Die Königin-Mutter Anna, welche die Prinzessin Marie von Gonzaga liebte, hatte das Heirathsprojekt auf das Eifrigste gefördert.

Als das Jawort vertraulich anlangte, sandte König Ladislaus eine glänzende Gesandtschaft nach Paris ab. Graf Gerhard Donhoff, Wojwode von Pommern, wurde zum außerordentlichen Botschafter ernannt, um die officielle Werbung vorzubringen und die Ratificirung der Akte vorzunehmen. Diese erfolgte in Fontainebleau am 26. September 1645.

Der Botschafter und sein Gefolge wurden von der Regentin an einem schönen Herbsttage in dem „großen Cabinete der Königin" zu Fontainebleau empfangen. Von allen prächtigen Räumen in der königs-

lichen Residenz galt dieses „große Cabinet" als der geschmackvollste. Prinzessin Marie war beim Eintritt des Botschafters und seines Gefolges zugegen. Sie erhob sich rasch, eilte nach einer Ecke des Salons und verbarg sich, um Alles, wenngleich nur aus der Ferne, sehen zu können, hinter einer Hofdame, welche sich derart vor sie stellte, daß die Prinzessin von den polnischen Herren, die in Kürze ihre Unterthanen werden sollten, nicht gesehen werden konnte. Nach der Ceremonie, die keine längere Dauer hatte, als die dargebrachten Huldigungen währten, fragten die polnischen Herren, welche auf französische Art gekleidet waren und durchaus nicht das Aussehen von Fremden hatten: ob die Prinzessin zugegen sei? Einige aus dem Gefolge des Botschafters Grafen Donhoff, welche bereits in Frankreich gewesen waren und die Prinzessin erblickt hatten, zeigten ihnen dieselbe. Die Herren wendeten sich nach der Ecke, wo die Prinzessin stand, und da dieselbe nicht vollständig verborgen war, so verbeugte sich der Botschafter tief vor ihr und so that auch sein Gefolge.

Am andern Tage wurde der Botschafter von der Prinzessin in Audienz empfangen und einige Tage später der Contract in den Appartements der Königin in Gegenwart des ganzen Hofes, aber ohne Ceremonie

unterzeichnet. Am französischen Hofe herrschte damals nicht jene strenge Etikette, welche die Herren Polen erwartet hatten. Man war etwas lax, wie in den Sitten so auch in den Gebräuchen. Bei der Tafel, welche den polnischen Abgesandten im Namen der Königin gegeben wurde, hatte man es unterlassen, den ersten Gang aufzutragen, und es war darüber zwischen den polnischen Edelleuten und den französischen Hausoffizieren zu einer etwas unangenehmen Auseinandersetzung gekommen. Die Hausoffiziere hatten auch sonst ihrer Pflicht nicht gehörig gewaltet, denn als die Fremden ziemlich spät den Speisesaal verließen, mußten sie auf der großen Treppe, welche aus den Appartements der Königin hinabführte, im Dunklen tappen. Man hatte nicht daran gedacht, daß die Gäste diese Treppe hinabschreiten würden, weil sich die für gewöhnlich Geladenen nicht über dieselbe zu entfernen pflegten. Die Königin Anna, welcher sehr oft Veranlassung zum Unwillen gegeben wurde, hatte sich demselben kurze Zeit hindurch überlassen, später aber über die Ungeschicklichkeit des Palastpersonals gelacht und die Bemerkung gemacht: daß wohl in Frankreich niemals volle Ordnung herrschen dürfte, weder in großen noch in kleinen Angelegenheiten; man müsse deshalb Geduld haben!

Nachdem Graf Donhoff nach Warschau zurückgekehrt war, und dem Könige Bericht erstattet hatte, sandte dieser, um der Prinzessin Marie in seinem Namen die Hand zu reichen und sie nach Warschau zu geleiten, als außerordentlichen Botschafter den Grafen Christian Opalinski, Wojwoden von Posen, und den Bischof Wenzeslaus Lesczinski; beide hohe Würdenträger von vornehmer Geburt, beide der französischen Sprache vollkommen mächtig. Das Gefolge der Botschafter war sehr groß und aus den glänzendsten Edelleuten des Königreiches zusammengesetzt. Ihr Auftreten imponirte den Franzosen, da sie prachtvoll gekleidet waren und große Summen ausgaben. Daran hatten die Pariser großes Wohlgefallen.

Die polnische Gesandtschaft erweckte die Neugierde der hauptstädtischen Bevölkerung ganz außerordentlich. Die Franzosen hatten ein glänzendes Bild antiker Pracht vor sich. Man glaubte Meder und Perser zu sehen, wie sie von den alten Schriftstellern geschildert wurden. Die Franzosen waren geneigt auf Kosten der Polen zu spotten und deren Barbarei auf den ersten Blick herauszufinden, aber sie mußten zugestehen, daß der Einzug der Polen volle Bewunderung verdiene. Ganz Paris eilte zusammen, um diesem glänzenden Schauspiele beizuwohnen. Die polnischen Herren waren

in ihrer Nationaltracht erschienen, um ihren Reichthum an schönsten Stoffen in mannigfachen Farben und Formen bewundern zu lassen. Der Herzog von Elboeuf zog mit einem Dutzend Herren vornehmen Ranges der Gesandtschaft entgegen, und man hatte die Equipagen des Königs, des Herzogs von Orleans, des Cardinals Mazarin zur Verfügung gestellt, aber der Pariser Hof war etwas verblüfft, als er beim Einzuge der Polen bemerkte, daß die Pariser Wagen im Vergleiche mit jenen, welche die Polen mitgebracht hatten, recht unschön aussahen, trotzdem letztere ganz Deutschland durchzogen hatten.

Die polnische Gesandtschaft hielt ihren Einzug durch das Thor St. Antoine mit großer Würde und in der schönsten Ordnung. Zuerst eine Compagnie der Garde zu Fuß in Roth und Gelb mit reicher Goldverzierung; sie wurde von drei reichgekleideten und sehr gut berittenen Offizieren commandirt. Die Führer trugen knappe à la Turque angefertigte Röcke und darüber einen großen Mantel mit langen Aermeln, welche nachlässig an den Seiten des Pferdes herabhingen. Ihre Kleider waren mit Knöpfen aus Diamanten und Rubinen geziert und mit Perlen besetzt, auch die Mäntel mit kostbaren Edelsteinen ausgestattet. Der ersten Compagnie folgte eine zweite in derselben Ord-

nung. Die Offiziere waren noch reicher gekleidet als jene der ersten Compagnie. Ihre Röcke und Mäntel, grün und leinengrau, hatten die Farben der Haiduken, der national gekleideten Diener der Edelleute. Hierauf folgten zwei andere Compagnien zu Pferde, gleich gekleidet wie jene zu Fuß, roth und gelb, dann grün und leinenfarben, nur daß ihre Kleider aus viel reicheren Stoffen gefertigt waren, und daß die Edelsteine an ihren zierlichen Gewändern in größerer Anzahl schimmerten. Die Geschirre der Pferde zeugten von Geschmack und Reichthum. Den Polen folgten französische Edelleute und Offiziere, welche den Fremden entgegengezogen waren, um ihnen Ehren zu erweisen. Sie sahen im Vergleiche mit den Polen recht ärmlich und geschmacklos aus, denn der ganze Schmuck ihrer Kleidung bestand in einer Unmasse von Bändern und Federn aller Farben. Als die Franzosen die ebenso kleidsame als schöne polnische Nationaltracht mit ihren eigenen Anzügen verglichen, fanden sie die Pariser Mode ärmlich und lächerlich.

Hierauf nahte ein Zug polnischer Edelleute. Jedem Ritter folgte sein Troß und die Dienerschaft. Die Cavaliere erschienen in Gold- und Silber-Brokat. Die Stoffe waren so reich, so schön, die Farben so lebhaft, daß man eingestand, in Paris lange nichts Schöneres

gesehen zu haben. An den Kleidern erglänzten Diamanten. Durch den großen Reichthum, welchen die polnischen Costüme aufwiesen, nicht geblendet, fanden die scharf ausblickenden und Schwächen bald erspähenden Pariser heraus, daß sich doch an den Polen ein Stich von Wildheit vorfinden lasse. Am lebhaftesten besprach das Volk, durch dessen Reihen der Zug sich fortbewegte, daß man an den Fremden keine Leinwand sehe, daß man Alles erblicke, nur nicht weiße Wäsche. Wißt Ihr denn nicht, erklärten einzelne Gelehrte, welche über die Sitten und Gebräuche der Polen eingehende Studien gemacht zu haben behaupteten, daß die Polen ihre Betten nicht mit Leintüchern überziehen, sondern auf Fellen schlafen und sich mit Fellen zudecken? Unter der Pracht der Pelzmützen, womit sie ihren Kopf bedecken, giebt es keine Haare, außer einem kleinen, auf dem Scheitel des Hauptes befindlichen Busche, welchen sie nach hinten herabhängen lassen. Der ganze übrige Kopf ist rasirt. Aus ihrem Lande stammt das Wort: „er legt sich auf das Bärenfell!“ daher sind sie auch so stark und fett, und nicht überaus reinlich. Vergleicht sie nur mit unsern schlanken Pariser Herren, von denen jeder polnische Edelmann Einen zur Seite hat! Derart plauderten die Pariser, so lange die Cavalcade, welche eine große Ausdehnung besaß, sich an ihnen vorbeibewegte.

Der wilde Zug der polnischen Herren trat auf mancherlei Art auch in besondern Ziergegenständen hervor. Einer der vornehmsten Offiziere trug als Zeichen seiner Würde drei Hahnenfedern auf der Pelzmütze und die Verzierungen seines Pferdes waren aus denselben Federn zusammengesetzt. Einige der Pferde waren roth gemalt. Diese schreiende bizarre Mode fanden aber die Pariser originell und interessant.

Der Zug wurde von dem Wojwoden und dem Bischofe geschlossen; ihnen zur Seite befanden sich der Herzog von Elboeuf und sein Sohn, der Prinz von Harcourt. Hierauf kamen die Carossen der polnischen Gesandten, massiv mit Silber selbst dort geziert, wo in Frankreich nur Eisen verwendet wurde. Die Pferde hatten ein kräftiges, schönes Aussehen, man nahm an ihnen die Mühen der Reise nicht im Geringsten wahr. Kurz Alles, was man von dem Aufzuge der polnischen Gesandtschaft erblickte, war würdig gesehen zu werden. Der Zug bewegte sich durch die ganze Stadt. Das Volk hatte sich in den Straßen, die wohlhabenden Leute an den Fenstern versammelt. Im Louvre befanden sich der König und die Königin auf einem Balcon, von welchem aus man den großen Platz überblicken konnte. Indessen kamen sie um das Vergnügen, denn es dauerte lange, bevor der Zug den Louvre er-

reichte. Der König war noch ein Knabe. Man geleitete die Gesandtschaft nach dem Hôtel de Vendôme, welches leer stand, denn sein Besitzer befand sich im Exil.

II.

Die Gesandtschaft wurde Tags darauf in der großen Galerie des Palais Royal empfangen. Man hatte in der einen Hälfte desselben ein Amphitheater aufgeschlagen, zu dessen Füßen sich die Königin befand. Die Prinzessinnen und Herzoginnen bildeten einen Cercle um sie herum und die anderen Damen nahmen die Plätze rückwärts ein. Die Königin hatte die Absicht, die Vermählungsfeier mit großer Ceremonie und Pracht zu vollziehen, um den Repräsentanten einer Nation, welche man im Innersten des Herzens doch für barbarisch hielt, den Glanz und die Größe Frankreichs zu zeigen. Man mußte aber davon absehen und den Act im engeren Kreise vollziehen, um den Barbaren nicht das Schauspiel einer Zerfahrenheit sondergleichen zu weisen. Die Rangordnung am französischen Hofe zu jener Zeit war vollständig ungeregelt. Jeder Prinz wollte der Erste sein, Allen voranschreiten. Als man daher daranging, das Ceremoniel für die Hochzeit fest-

zustellen, begann von allen Seiten zuerst leises Geflüster, Drängen, dann laut und lauter der Sturm. Alte Streitigkeiten, verjährter Hader wurden laut, so daß die Königin es angezeigt fand, den Kampf um den Vorrang zu ersticken und auf den großen Styl des Festes zu verzichten. Deshalb wurde die Hochzeit einfacher gefeiert, als es sonst an Stätten des Purpurs und Scepters der Fall zu sein pflegt.

Am Morgen des Hochzeitstages begab sich die Prinzessin Marie aus dem Hôtel de Nevers in die Appartements der Frau von Brégy, der Gemahlin des französischen Botschafters, welcher im Palais Royal wohnte. Sie war dort in der Nähe der Kapelle und konnte, avisirt, in kurzer Zeit dieselbe erreichen.

Prinzessin Marie war eine interessante Frau. Sie hatte einen feinen weißen Teint. An diesem Tage war er wohl noch weißer als sonst, denn die vornehmen Damen begnügten sich nicht mit jenen Gaben, welche ihnen die Natur verliehen. Prinzessin Marie war gut gewachsen und nicht ohne den Reiz schöner Fülle. Die schwarzen Augen blickten lebhaft und feurig. Weiße Zähne schimmerten, wenn die Lippen sich öffneten, hervor und die Züge ihres Gesichtes wurden, wenn man sie auf den ersten Blick als Ganzes ersah und nicht einzeln prüfte, schön gefunden. Sie verstand es

mit jenem Anstande und jener Würde aufzutreten, welche einer künftigen Königin ziemten. Die Prinzessin trug ein Kleid, dessen Leibchen und Rock aus Silberstoff gefertigt und reich mit Silber gestickt waren. Wenn die Hochzeit, wie früher beabsichtigt war, mit großer Ceremonie vollzogen worden wäre, so hätte sie über diesen Anzug einen königlichen Mantel polnischer Art herabwallen lassen, einen weißen mit großen goldenen Flammen übersäten Mantel; aber da die Hochzeit ohne große Ceremonie vollzogen wurde, beschloß die Königin, daß die Prinzessin demgemäß erscheine. Das Silberbrokatkleid, welches im Zusammenhange mit dem Mantel gedacht, entworfen und ausgeführt worden war, zeigte sich jetzt, ohne den Ueberwurf, als etwas zu kurz und vereitelte das majestätische Auftreten, welches sich für diese Gelegenheit geziemt hätte. Prinzessin Marie war mit Perlen und Diamanten, welche die Königin selbst ausgesucht hatte, geziert. Eine geschlossene Krone, aus großen Diamanten und Perlen von hohem Werthe gebildet, sollte das Haupt zieren. Als die Toilette der Prinzessin beendet war und man ihr die Krone auf das Haupt setzen wollte, zweifelte sie daran, ob sie, bevor die Ceremonie vollzogen war, das Recht habe, dies zu thun. Sie sandte deshalb eines ihrer Fräulein zu der Königin mit einer ergebensten Anfrage.

Die Königin entschied, daß die Prinzessin noch nicht das Recht habe, die Krone aufzusetzen. Nach vollendeter Toilette wollte sie sich der Königin, die in ihren Appartements weilte, zeigen und begab sich mit zweien der dienstthuenden Damen über die Terrasse, welche die Trakte des Palais verband, zur Königin. Die polnischen Herren, die sich im Hofe versammelten, um den Beginn der Messe abzuwarten, jubelten, als sie die Prinzessin erblickten, enthusiastisch auf und riefen ihr tausend Wünsche und Segnungsworte zu. Die Prinzessin begab sich in das Empfangs-Zimmer der Königin und nachdem sie derselben für all' ihre Güte und Gnade gedankt, wandte sie sich an den anwesenden Cardinal Mazarin und sagte zu ihm: sie hoffe, das Haupt, welches binnen Kurzem durch seinen Beistand mit einer Krone geziert sein werde, sei derselben nicht unwürdig.

Die Königin, welche mit großen Perlen geschmückt war und den Trauermantel um ihren Gatten trug, führte die Prinzessin hierauf durch die große Galerie nach der Kapelle. In derselben befanden sich nur der König, die Königin, „le petit Monsieur", der Bruder Ludwig XIV. und der Herzog von Orleans. Als die Prinzessin Marie den Herzog von Orleans, den Onkel des Königs, erblickte, strahlten ihre Augen einen Augenblick lang in freudigem Stolze. Sie sollte jetzt

Königin werden und höher im Range stehen als der ungetreue Prinz.

Der Bischof Wenzeslaus Lesczinski celebrirte die Messe. Hierauf reichte der Wojwode von Posen im Namen seines Herrn und Königs der Prinzessin die Hand und setzte die Krone auf ihr Haupt, wobei außer einer Ehrendame der Haarkünstler Champagne der Prinzessin vortreffliche Dienste leistete. Außer den polnischen Gesandten wohnten der Ceremonie nur die Mitglieder der königlichen Familie und die Ehrendamen der Königin: Madame de Senecy, die Frau Marschallin d'Etrus, Frau von Montansier und Frau von Choisy bei. Die drei letztgenannten Damen waren intime Freundinnen der Prinzessin und auf Bitten derselben ihre Zeuginnen.

Beim Verlassen der Kirche ließ die Königin-Regentin die Königin von Polen voranschreiten. Es wurde dies von den Anwesenden mißbilligt, und zwar deshalb, weil Polen, wie sie betonten, nur ein Wahlreich sei und Frankreich eine Erbmonarchie.

Es hatten sich zahlreiche Herren und Damen des Hofes in den Galerien, welche von der Kirche nach dem Palaste führten, versammelt, um den Hochzeitszug zu sehen. Inmitten derselben bemerkte die Königin einen Augenblick lang das höhnend lächelnde Gesicht des

Marquis de Bois-Darfin, das ihr unheimlich und von böser Vorbedeutung erschien.

Man begab sich hierauf zur Galatafel. Die Königin Marie von Polen saß in der Mitte an dem großen Tische, der sieben Jahre alte König Ludwig ihr zur Rechten und die Königin-Regentin zur Linken. Rechts vom König der Herzog von Orleans und der Bischof Lesczinski. „Le petit Monsieur“ war nicht zugegen, weil er sich noch nicht in dem Alter befand, um bei einer solchen Gelegenheit an dem Tische sitzen zu können. Der Königin-Regentin zur Seite befand sich der Wojwode von Posen und die polnischen Herren nahmen die übrigen Plätze ein. Es war ein königliches Mahl, in den verschiedenen Gängen mit allen Subtilitäten der französischen Küche servirt. Großartige Kunstbauten, Zuckerwerk, zierten die Tafel. Als dieses lange und etwas langweilige Diner aufgehoben wurde, zogen sich die beiden Königinnen in das große Cabinet zurück; die Königin-Regentin ließ die Majestät von Polen immer an ihrer rechten Seite schreiten.

Später wurde die Königin Marie nach dem Hôtel de Nevers geleitet, wo alle Würdenträger des Hofes sie erwarteten, um ihr zu huldigen.

Der Abbé de la Rivière, ein Günstling des Herzogs von Orleans, lispelte, als es ihm gestattet war,

einige Worte an die Königin zu richten, derselben zu: daß er es vorgezogen haben würde, wenn sie in Frankreich als Madame, als Gemahlin Monsieurs, des Herzogs von Orleans, geblieben wäre. Die Königin Marie antwortete ihm aber stolz: daß sein Herr, der Herzog von Orleans, die Bestimmung habe immer nur „Monsieur", sie aber jene habe, Königin zu sein und daß sie vollständig mit dieser ihrer Bestimmung zufrieden wäre.

Einige Tage später gab die Königin von Frankreich den Neuvermählten zu Ehren einen glänzenden Ball. Dieser fand in dem reizend schönen Theater des Palais Royal statt, welches in einen großen Saal umgewandelt worden war. Die Eingeladenen erschienen im Festschmucke. Die Damen waren mit funkelnden Edelsteinen, Stickereien, Bändern und zumeist durch ihre Schönheit geschmückt, jede nach den Gaben, die ihr der Reichthum ihres Hauses und die Natur verliehen. Es wurden Erfrischungen in großer Menge gereicht; Süßigkeiten, dann Früchte aus allen Ländern. Die Königin selbst lud den Wojwoden von Posen ein, von den Leckerbissen zu kosten und machte ihn besonders auf eine große Schüssel mit süßen Drangen, Citronen und Confituren aufmerksam. Sie verstand es, mit größter Liebenswürdigkeit den Gästen zuzusprechen.

Der Wojwode aber behielt seine überaus ernste und würdige Haltung während der ganzen Dauer des Balles bei und der ruhige Blick, mit dem er die glänzende Versammlung überschaute, ließ nicht errathen, ob er dieselbe bewundere. Der König von Frankreich eröffnete den Ball mit der Königin von Polen, welche ein reich mit Silber gesticktes schwarzes Sammetkleid trug, ein Kleid, welches den Anwesenden nicht eben allzusehr für einen Ball geeignet erschien, das aber der königlichen Würde, in welcher sich die Neuvermählte überaus glücklich fühlte, entsprach. Obwohl der König noch ein Kind war, so tanzte er doch bereits „bewunderungswürdig", wie die Versammlung bei jeder Gelegenheit ausrief.

Die städtischen Körperschaften machten am Tage darauf auf Befehl der Königin der Neuvermählten ihre Aufwartung, und brachten ihr die Glückwünsche von Paris dar. Das Volk eilte bei jeder Gelegenheit herbei, um die Königin Marie zu sehen, als ob die Krone, welche jetzt ihr Haupt zierte, ihr Antlitz verändert hätte. Die Freunde der Königin waren wohl erfreut über die hohe Würde, zu welcher dieselbe gelangt, drückten aber auch den Schmerz aus, sie verlieren zu müssen. Die Königin Marie besaß viele Freunde, und während sie sich mit gehobenem Bewußtsein darnach sehnte, das Land zu sehen, über

dessen Völker sie in Zukunft gebieten sollte, konnte sie doch den Schmerz und das Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß sie Jene verlassen mußte, welche sie in der Heimath so sehr geliebt.

Nachdem die Königin von Polen von dem Könige und der Königin-Regentin, nochmals innigst dankend, Abschied genommen hatte, verließ sie am 25. November 1645 des Nachmittags Paris. Der König und die Regentin, begleitet von dem gesammten Hofstaate, holten die Königin in ihrem Palaste ab. Die Garden hatten Befehl bekommen, die Königin bis St. Denis zu begleiten und ihnen schloß sich die ganze vornehme Jugend von Paris an. So bewegte sich der Zug durch Paris, dessen Straßen von einer außerordentlichen Menge Volkes erfüllt waren. Die Gewölbe, Thore und Fenster waren besetzt und überdies zahlreiche Tribünen. Alles vereinigte sich, um der Königin von Polen den Abschied von ihrer Heimath schwer zu machen und ihr nochmals den Glanz derselben zu zeigen. Unwillkürlich stellte sich der Gedanke in ihr ein: Wie werde ich in dem Orte, nach dem mich meine Bestimmung führt, empfangen werden? Wie wird nach einem solchen Abschiede der Willkomm sein in dem fernen Lande? Was werde ich finden und wird es mir ersetzen, was ich verliere? — Doch

alle zaghaften Gedanken wurden durch das Gefühl überwunden und verdrängt: Ich bin Königin! Die arme, vielfach übersehene Prinzessin wird künftig von einem der schönsten Throne herab herrschen; mein wird die Macht sein!

III.

Die Königin Marie von Polen, welche sich einige Zeit in St. Denis aufgehalten und von den Würdenträgern dieser Stadt mit glänzenden Festen geehrt worden war, setzte einige Tage später mit ihrem Gefolge die Reise fort und gelangte am 5. December nach Peronne. Dort sollte die Frau Marschallin von Guébriant, welche von dem Könige von Frankreich zur außerordentlichen Botschafterin und Oberintendantin der Reise der Königin Marie ernannt worden war, sich ihr anschließen. Diese Ernennung war eine außerordentliche Erscheinung, eine außerordentliche Auszeichnung, der erste Fall, daß eine Dame direct zur Botschafterin einer großen Macht ernannt wurde. Die Königin-Regentin und Cardinal Mazarin hatten die Ernennung der Frau Marschallin von Guébriant, durch ganz besondere Gründe bewogen, vollziehen lassen. Vertrauliche Berichte, die sie aus Warschau erhalten und die sich zwar unbestimmt, aber doch Besorgnisse erregend

über die Verhältnisse am polnischen Hofe ausgesprochen, hatten die Regentin veranlaßt, die Marschallin von Guébriant, der Königin von Polen zur Begleitung zu geben, die französische Prinzessin unter ihren Schutz zu stellen. Als es sich darum handelte eine Frau von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, großer Erfahrung und von feinem, an Hülfsmitteln nie verlegenen Geiste zu finden, der die schwierige Aufgabe anvertraut werden sollte, die französische Prinzessin dem Könige von Polen zuzuführen, wurde fast von allen Räthen des Hofes die Marschallin von Guébriant als die geeignetste Persönlichkeit bezeichnet. Sie war die Wittwe des berühmten Marschalls von Guébriant. Man sagte von ihr, sie sei des Titels einer Marschallin in doppelter Beziehung würdig, er komme ihr zu durch die Würde ihres Mannes und ihre eigenen Verdienste. Sie hatte mit dem Marschall wiederholt die Gefahren seiner Feldzüge getheilt und war seine erste militärische Beratherin gewesen. Man sagte, daß er ihren Rathschlägen manche gewonnene Schlacht verdankt habe.

Frau von Guébriant war seit zwei Jahren Wittwe und lebte, der Trauer um ihren geliebten Gemahl sich hingebend, auf ihren Gütern. Von dort wurde sie berufen, um ihre bedeutsame neue Stellung anzutreten, und, obwohl schweren Herzens die Ruhe ihrer Trauer-

stätte verlassend, folgte sie doch dem Rufe des Königs und der Königin-Mutter, um sich für große, in früheren Zeiten empfangene Gnaden dankbar zu erweisen.

Die Ernennung der Frau Marschallin von Guébriant zur außerordentlichen Botschafterin am königlich polnischen Hofe war in aller Form erfolgt. Der König und die Königin-Mutter hatten ihr mittelst Handschreiben die hohe Würde verliehen. Cardinal Mazarin fügte demselben einen sehr schmeichelhaften Brief bei. Die Creditive der Botschafterin bei dem Könige von Polen waren in aller Form ausgestellt worden. Gleichzeitig hatte der König von Frankreich ein Handschreiben an den König von Polen gerichtet, in welchem er ihm die Ernennung der Frau Marschallin von Guébriant notificirte. Der Brief des Königs von Frankreich an den König von Polen lautete:

„An den Erhabenen, Ausgezeichnetsten, Mächtigsten Fürsten Unseren Theuersten und Geliebtesten Guten Bruder und Cousin, den König von Polen und Schweden!

Höchster, Ausgezeichnetster, Mächtigster Fürst! Theuerster und Geliebtester Guter Bruder und Cousin!

Es hat Gott gefallen, Ihrer kürzlich erfolgten ehelichen Verbindung mit Unserer Guten Schwester und Cousine, der Königin von Polen und Schweden,

seinen Segen zu geben. Wir waren angelegentlichst darauf bedacht, diese Verbindung mit all' den Ehren vollziehen zu lassen, welche der hohen Würde Eurer Majestät zukommen und es haben sich Uns aus diesem Anlasse alle Prinzen und Großen Unseres Königreiches, alle Unsere Offiziere und Räthe angeschlossen. Jetzt, wo die Königin sich vorbereitet, die Reise nach Ihren Staaten anzutreten und Besitz von der Würde zu ergreifen, welche Sie ihr dargereicht, wollen Wir der Königin den letzten hohen Beweis Unserer Freundschaft dadurch geben, daß Wir sie unter den Schutz einer Dame stellen, welche durch hohe Geburt wie durch hohe Tugenden vor Allen befähigt ist, sie auf ihrer Reise zu begleiten und ihr zur Seite zu stehen. Wir haben zu diesem Zwecke die Wahl auf Unsere theuere geliebte Cousine, die Frau Marschallin von Guébriant, die Wittwe Unseres theueren, geliebten Cousins, des Marschalls von Guébriant gelenkt, welcher Unsere Armee in Deutschland mit so großer Auszeichnung commandirt hatte, daß sein Name für immer in der Geschichte Unseres Landes erglänzen wird. Da diese Dame alle Eigenschaften besitzt, welche sie Unserer Zuneigung und Unseres Vertrauens würdig machen, so zweifeln Wir nicht, daß sie das hohe Amt, welches Wir ihr übertragen, auch zu Ihrer vollen Zufriedenheit

ausfüllen werde. Aus der Hand dieser Frau werden Sie den von der Königin-Regentin, Unserer vielgeliebten Frau Mutter geschriebenen Brief empfangen. Er soll Ihnen sagen, daß Wir immer bereit sein werden, Ihnen bei jeder Gelegenheit Beweise Unseres guten Willens zu geben, gleichwie Wir Uns beeilt haben, Ihrem Wunsche nach der Verbindung mit der Prinzessin Marie, nun Königin von Polen, zu willfahren. Wir freuen Uns, daß die neue Verbindung die Bande der Verwandtschaft zwischen uns fester schließt, gleichwie jene Bande inniger knüpft, welche seit längerer Zeit zwischen Unseren Staaten und Völkern bestehen. Da die obgenannte Cousine über Unsere Empfindungen vollständig unterrichtet ist, so wird sie im Stande sein, Ihnen jederzeit genau und umständlich zu sagen, wie wir in diesen Angelegenheiten denken. Wir bitten Gott, daß er Sie, Hoher, Ausgezeichnetster und Mächtiger Fürst, Unser Theurer und Geliebter Guter Bruder und Cousin, in seinen heiligen Schutz nehme.

Geschrieben zu Paris am 24. November 1645.

Ihr guter Bruder und Cousin

Louis.

Gegengezeichnet:

De Lomenie.“

Frau von Guébriant war durch die Vorbereitungen für die Reise nach Polen so sehr in Anspruch genommen worden, daß sie die Königin Marie nicht von Paris aus begleiten konnte, sondern sie erst in Peronne erreichte. Nach den Andeutungen, die ihr von der Königin-Mutter und dem Cardinal Mazarin gemacht worden waren, hatte sie den Plan für den Zug nach Polen und ihr Auftreten am Hofe König Ladislaus IV. im Geiste entworfen und mit größter Sorgfalt die Personen ausgewählt, welche sie auf dieser Reise begleiten sollten. Sie hatte sich ihre Nichte Fräulein Louise von Guébriant, Ehrenfräulein der Königin-Regentin, attachirt, zu ihrem ersten Secretär und Geheimschreiber Herrn von Bléranval, Kammerherrn des Königs, erkoren und außerdem eine Anzahl von Fräulein und Edelleuten in ihr Gefolge aufgenommen, um dem Range einer außerordentlichen Botschafterin gemäß auftreten zu können. Hundert Männer und achtzig Pferde bildeten den Troß. Sie wurde, als sie sich der Königin von Polen vorstellte, von dieser mit großer Verehrung und Zuneigung empfangen.

Am 7. December trat die Königin Marie mit der Botschafterin Frau von Guébriant und dem gesammten Gefolge die Reise nach Warschau an. Am 28. Februar 1646 überschritt sie die Grenze Polens und am

10. März 1646 hielt sie ihren Einzug in Warschau. Es war eine lange und beschwerliche Hochzeitsreise! Sie beanspruchte einen so großen Zeitraum, weil in den großen Städten, welche die Königin berührte, die Fürsten und Körperschaften sich beeilten, ihr aufzuwarten, zu huldigen und ihr zu Ehren glänzende Festlichkeiten zu veranstalten. Beschwerlich war die Reise nicht nur durch die Fatiguen derselben, sondern vielfach auch durch die Festlichkeiten, welche eine unausgesetzte Repräsentation erforderten. Die Nachrichten aus Warschau von den Agenten, welche Frau von Guébriant an dem Tage, wo sie zur Botschafterin ernannt worden war, dahin gesendet, lauteten immer beunruhigender und dies umsomehr, als sie einander widersprachen und ziemlich verwirrt waren. Königin Marie hatte während der Reise Gelegenheit, sich oft mit Frau von Guébriant über ihre Befürchtungen auszusprechen und mit derselben über ihr Auftreten und ihre Haltung am polnischen Hofe zu berathen. Sie that es offen und ohne Rückhalt, während Frau von Guébriant ihr von den Nachrichten, die sie von Paris und Warschau erhielt, nur das Nöthigste, nur jenes mittheilte, was die Königin in ihrem Auftreten nicht zaghaft, in ihrem Benehmen nicht verwirrt zu machen geeignet war.

Die Reise der Königin ging durch Frankreich, Belgien, wo in Brüssel und Antwerpen ein längerer Aufenthalt genommen wurde, durch Holland, wo man ihr in Amsterdam und Utrecht große Feste gab, durch Oldenburg, Bremen, Hamburg, Lübeck, Mecklenburg, Rostock, durch Pommern und Stettin bis an die Grenze von Polen. Die Königin trat am 8. Februar die Reise nach Launburg, der ersten polnischen Stadt, an. Nachdem sie in ihrer Sänfte ungefähr eine Meile Weges zurückgelegt hatte, stieg sie in einer kleinen Ebene, die von einem Flüßchen Namens Lippen durchzogen wurde, aus, denn es erwarteten sie dort Graf Donhoff und Herr Johann von Gebieski, Staatssecretär des Königreichs, an der Spitze von fünfhundert Carabiniers, zweihundert Musketieren und zwei Compagnien Reiterei. Als die Sänfte hielt, sprangen die Herren von den Pferden und näherten sich der Königin, um ihr zu huldigen. Graf Donhoff bat dieselbe, seine Dienste, die er ihr als Großmarschall des königlichen Hauses zu erweisen hatte, gnädigst entgegenzunehmen, und reichte ihr den schwarzsammetnen mit Diamanten gezierten Stab, das Zeichen seiner Würde, um dasselbe sodann aus ihrer Hand entgegenzunehmen. Er habe, sagte er, eine Thräne aus seinem Auge wischend, die Würde vom Könige als Belohnung seiner Dienste, be-

sonders jener, die er sich durch seine außerordentliche Gesandtschaft nach Frankreich erworben, empfangen.

Herr Johann von Gebieski, welcher zum Kanzler der Königin bestimmt war, trat hierauf vor und sprach statt jeder Anrede nur feierlich die Worte: Wolle, schreite vorwärts und herrsche!

Als die Königin und Frau von Guébriant diese nachdrucksvoll betonten Worte vernahmen, blickten sie einander an, nickten zustimmend und indem sie Herrn von Gebieski freundlichst dankten, nahm Frau von Guébriant Veranlassung, der Königin leise, ohne daß es irgend Jemand vernahm, die Worte zuzuflüstern: Der Mann hat unsere Gedanken errathen. Er hat in diese fünf Worte zusammengefaßt, was wir uns in langen Unterredungen vorgenommen. Es soll künftig unser Wahlspruch sein: „Wolle, schreite vorwärts und herrsche!“ Die Königin drückte Frau von Guébriant die Hand.

Vierzehn Wochen lang hatte während der Reise der Königin der Frost gedauert und die Kälte war von Hamburg bis nach Stolpe immerfort gestiegen. In den letzten Tagen aber hatte sich das Wetter gemildert. Das Eis des Baches, in dessen Nähe der Zug hielt, war theilweise gebrochen und das Wasser eine Strecke weit ausgetreten. Die Königin stieg wieder in ihre

Sänfte und setzte die Reise fort. Nachdem sie eine halbe Meile weit zurückgelegt hatte, hielt der Zug wieder, denn die Königin wurde hier von dem Wojwoden von Litthauen, Vicekanzler, Kasimir Leon Sapieha, dem reichsten Edelmanne von Polen, dessen Einkommen man auf 500,000 Thaler Rente schätzte, empfangen. Sein Gefolge bestand aus viertausend Berittenen, zumeist Edelleuten, der Rest aus Kosaken und Tataren, theils Cavallerie, theils Infanterie, Alle in die Sapieha'schen Farben: Roth und Grün gekleidet. Der König hatte ihn an die Grenze seines Reiches gesendet, um die Königin als außerordentlicher Botschafter zu empfangen. Sapieha erwartete die Königin unter einem prachtvollen Zelte, das mit wunderbaren persischen Teppichen ausgeschlagen war. Außer ihm harrten dort noch der Bischof der Diöcese und viele Edelleute. Der Train hatte sich wohlgeordnet im Hintergrunde aufgestellt. An seiner Spitze befanden sich Musikchöre, die, aus Trompetern und Pfeifern zusammengesetzt, polnische Weisen spielten. Bei der Ankunft der Königin bliesen sie Fanfaren. Man hatte ein großes Stück Tuch auf den Boden gebreitet und auf diesem stieg die Königin, begleitet von der Botschafterin Frau von Guébriant und dem Gesandten Herrn von Brégy, aus. Der Vicekanzler Sapieha

küßte der Königin die Hand und hielt eine Anrede in italienischer Sprache. Dann huldigte ihr die Geistlichkeit, den Diöcesanbischof an der Spitze. Dieser hielt eine lateinische Ansprache, welche im Namen der Königin von dem Bischofe von Oranien in gleich ausgezeichneter und keinen geringeren Zeitraum ausfüllender Rede beantwortet wurde.

Nach dieser Begrüßung bestieg die Königin wieder ihre Sänfte und setzte bei Fackelschein die Reise nach Laumburg fort. Die zusammengeströmten Einwohner begrüßten sie aller Orten mit Flintenschüssen. Als sie das Schloß betrat, wurden Kanonenschüsse gelöst und die königliche Musik spielte Chöre. Die Gräfin von Donhoff, Gemahlin des Palatins von Pommern, stellte sich der Königin vor, küste ihr die Hand und empfing sie als die ihr vom Könige beigegebene erste Ehrendame im Namen des Souverains, um sie fortan auf ihrer Reise zu begleiten. Am anderen Tage gab die Königin im großen Saale des Schlosses Audienz. Es stellte sich in großer Zahl der hohe Adel vor, darunter sechzig Magnaten in Gewänder von Gold- und Silberbrocat, reich mit Zobel und Edelmarder verbrämt, gekleidet, während mit Diamanten besetzte Panterpranken als Schließen dienten und Agraffen von Gold und Edelsteinen die Schmuckzier der reich mit Edelmarder besetzten Mützen

bildeten. Die Pracht des Orients trat hier in ihrem vollen Farbenschimmer an die Königin heran. Die französische Prinzessin war entzückt von all der Schönheit, aber die Fremdartigkeit machte ihr den Unterschied zwischen der Heimath und dem Lande, in welchem sich ihre Geschicke erfüllen sollten, recht fühlbar.

Hierauf fand ein glänzendes Mahl statt, vortrefflich arrangirt, ein Anblick zum Entzücken, aber die Franzosen und Französinnen, welche von den Speisen kosteten, versuchten es nicht zum zweiten Male. Die polnische Küche war für den französischen Gaumen unmöglich. Hingegen gaben sich die polnischen Herren den Genüssen der Tafel, deren Speisen mit Gewürzen aller Art, Saffran und Salz in ausgiebigster und fast sichtbarer Weise überschüttet waren, vollauf hin. Es wurde unzählige Male die Gesundheit der Einzelnen und der Fremden insgesammt ausgebracht, aber die französische Gesellschaft konnte nicht mit dankbarem Gaumen erwiedern. Das Hauptgewicht wurde, wie dies dem Geschmacke der Polen, welche seit jeher Leckermäuler waren, entsprach, auf den Nachtisch gelegt. In Massen waren candirte Früchte, Zuckerwerk und Gelées aufgestellt; die polnischen Herren schwelgten im Genusse der Süßigkeiten.

IV.

Einige Tage darauf setzte die Königin ihre Reise fort und gelangte bis in die Nähe von Danzig, wo sie von dem Prinzen Karl, Bischof von Ploska, dem Bruder des Königs, empfangen werden sollte. Sie selbst nahm ihren Aufenthalt in der Abtei von Olva.

Herr von Brégy, der französische Gesandte, benutzte die Abendstunden, um seine Ansprüche auf den ersten Rang, auf den Vortritt bei den Empfängen und öffentlichen Festen, die er schon mehreremale andeutend geltend gemacht hatte, jetzt bestimmt zu stellen. Er trug der Königin und Frau von Guébriant, andererseits aber den Gesandten des Königs von Polen sein Anliegen vor und betonte, daß ihm als regelmäßigem Gesandten von Frankreich, der erste Rang nach der Königin, sogar vor dem Prinzen Karl, dem Bruder des Königs und besonders vor Frau von Guébriant, der außerordentlichen Botschafterin gebühre. Die Königin und die polnischen Herren erklärten, daß der Prinz der

Bruder des Königs sei, und daß die Unterscheidung zwischen Wahlkönigreich und erblichem Königreich nicht gemacht werden könne, da der Prinz in Bezug auf Schweden erblicher Prinz sei. Frau von Guébriant, an welche appellirt wurde, lehnte jede Betheiligung an den Debatten lächelnd ab, indem sie sagte, daß sie genau wisse, welcher Rang ihr als außerordentlicher Botschafterin und besonders als Oberintendantin des Gefolges Ihrer Majestät gebühre; während der Reise wolle sie aber Streitigkeiten um den Vortritt vermeiden. Die Königin sagte bekümmert zu Frau von Guébriant: Nicht genug an den Intriguen und Unannehmlichkeiten, die uns in Warschau von Seite der Fremden erwarten, müssen auch noch Streitigkeiten in unseren eigenen Reihen einreißen!

Doch die Botschafterin beschwichtigte die Königin und meinte, die Stunde sei nicht fern, wo Herr von Brégy nicht nur auf den ersten Platz bei den Festen, sondern auch in der Führung der Geschäfte freiwillig verzichten dürfte. Der Streit werde sich rasch und leicht lösen.

Indessen nicht so leicht als die Königin und Frau von Guébriant verständigten sich Herr von Brégy und die polnischen Herren, welche aufgeregt die Interessen ihres Prinzen, sowie der Frau von Guébriant, der

Botschafterin und Oberintendantin, verfochten und einen schriftlichen Protest aufzusetzen im Begriffe standen. Um dem Streite rasch ein Ende zu machen, rieth Frau von Guébriant der Königin zu entscheiden, daß Ort und Zeit schlecht gewählt seien, die verschiedenartigen Auffassungen des Ceremoniels einander entgegenzusetzen, daß man in Warschau endgültig darüber schlüssig werden wolle, und daß bis dahin dem Prinzen Karl, welcher die Person des Königs vertrete, der Vorrang gebühre. Herr von Brégy mußte sich vorläufig zufrieden geben und zog sich verletzt zurück.

In der Abtei wurden der Königin von der Gräfin Donhoff fünf polnische Fräuleins, welche für den Hofdienst bestimmt worden waren, vorgestellt, wie auch acht junge Pagen aus guten Häusern, welche die Farben des Königs trugen: Karmoisinroth und Silber. Später aber legten sie Kleider in den Farben der Königin an, aus blauem, mit Silber gesticktem Sammet gefertigt.

Am 11. Februar hielt die Königin einen prachtvollen Einzug in Danzig. Prinz Karl, welcher ihr entgegengekommen war und ihr gehuldigt hatte, bat Frau von Guébriant, an der Seite der Königin in dem für den Einzug bestimmten Prachtwagen Platz zu nehmen, was den französischen Gesandten Herrn von Brégy in große Aufregung und lange anhaltende Trauer ver-

ſetzte. Er ſagte zu ſeinem erſten Secretär, daß es aus ſei mit der Diplomatie und daß man bald die Wirkungen der eingeriſſenen Unordnung wahrnehmen werde.

Das Gefolge des Prinzen Karl, welches aus tauſend Reitern beſtand, war in der Nähe von Danzig aufgeſtellt. Der Zug, an welchem Alles Theil nahm, erglänzte in ungeſehener Pracht und dauerte acht Stunden. Man wußte nicht, was man mehr bewundern ſollte: die Wagen, die Pferde oder die Reiter. Unermeßliche Schätze an Stoffen und Edelſteinen bedeckten die Theilnehmer des Feſtzuges. Am ſchönſten erſchien die viele hundert Mann zählende Verſammlung des polniſchen Adels. Die Herren, welche prachtvolle Pferde ritten, waren in reiche perſiſche Shawlſtoffe mit dem koſtbarſten Pelzwerk verbrämt, gekleidet. Als theuerſtes Pelzwerk galt das Fußfell der Panther. Dieſes war in Maſſen zu ſehen. Alle Beſchreibungen, welche man bei den griechiſchen Schriftſtellern über den Reichthum und Luxus der perſiſchen Feſte und Aufzüge findet, wurden an Glanz von dieſer polniſchen Verſammlung übertroffen.

Die Königin hielt ihren Einzug durch zahlreiche Triumphpforten, von denen eine beſonders bemerkbar war, jene des Atlas und Herkules, zwei Statuen,

welche einen Regenbogen trugen. Diese Karyatiden waren Männer. Als die Königin vorüberzog, rief Atlas: „Es lebe der König!“ und Herkules antwortete: „Es lebe die Königin!“ hierauf drehten sie sich langsam um, so daß sie die vorüberziehende Königin mit ihren Augen verfolgen konnten. Auf dem Platze vor dem Palais in Danzig hatte sich der Zug aufgestellt und empfing die Königin, welche von dem Prinzen Karl geleitet wurde. Bei ihrem Aussteigen aus dem Wagen wurde sie mit unendlichem Jubel empfangen und hierauf folgten Feste und Schauspiele aller Art.

Die Königin hielt sich längere Zeit in Danzig auf. Als sie sich endlich Warschau näherte, erreichte sie am 4. März die Weichsel. Der Uebergang über dieselbe schien etwas gefährlich, da das Eis stellenweise aufgethaut war. Man wartete daher im Lustschlosse von Phalent einige Zeit hindurch bis man alle Vorbereitungen getroffen. Am 10. März fand der Einzug der Königin von Polen in Warschau statt. Trotz der großen Kälte war die Gegend mit Menschen voll besetzt. Königliche Soldaten und die Diener der Adeligen in prachtvollen Gewändern bildeten Spalier. Der Festzug wurde durch verschiedene Ansprachen und Antworten an verschiedenen Orten aufgehalten. Die Königin verließ, vor der Stadt angelangt, ihre Sänfte und verfügte sich in

ein prachtvolles, mit persischen Teppichen geziertes Zelt, wo sie die Huldigung der Reichswürdenträger und Hof ämter entgegennehmen mußte. Die Stadt Warschau hatte hundertfünfzig Bürgerkinder, alle festlich gekleidet, zur Begrüßung entgegengeschickt.

Endlich nahte der Zug dem königlichen Schlosse. Der König, welcher sich an einem Fenster aufgehalten hatte, ließ sich als man ihm gemeldet, daß die Königin nahe, in einer Sänfte nach der St. Johann=Kirche, der Schloßkapelle, welche mit dem Palast durch zwei lange Galerien verbunden war, tragen. Die Sänfte wurde in der Kirche am Ende des Schiffes niedergesetzt und der König nahm in einem Betstuhle Platz. Er trug nach französischer Art ein Kleid von Silberbrocat und eine Huppelande desselben Stoffes, neumodischen Schnittes. Der Kastorhut, welcher seinen Kopf bedeckte, war mit einer außerordentlich werthvollen Diamanten=schnur geziert und mit schwarzen Federn eingefaßt. Um den König hatte der vornehme Adel und die Diplo=matie einen Cercle gebildet. Länger als eine Stunde erwartete er hier die Königin. Endlich um 5 Uhr über=schritt die Königin die Schwelle der Kirche, und nahte, bewegt und überdies angegriffen von den Anstrengungen der langen Reise, dem Könige.

Bis hieher folgten wir den officiellen Aufzeich=

nungen der Chroniſten und nun beginnt unſere Erzählung auf Grund bisher unbekannter, in jüngſter Zeit aufgefundener Denkwürdigkeiten.

Die Königin kniete vor dem Könige nieder und küßte ihm die Hand. Der König hatte ſich nicht erhoben und nicht einmal eine Bewegung gemacht. Er empfing die Begrüßung ohne irgend ein Zeichen von Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit. Er ſah die Königin kalt an und ließ ſich die Hand küſſen, ohne ein Wort zu ſprechen. In dieſem Augenblicke kehrte er ſich zu dem franzöſiſchen Geſandten de Brégy, welcher an ſeiner Seite ſtand und ſagte, ſo daß die nächſte Umgebung es vernehmen konnte: Iſt das die Schönheit, von der Sie mir ſo große Wunder berichtet haben?

Die Königin erbebte bei dieſen Worten und erhob ſich. Wie ein Blitz hatten die Worte des Königs ihr gezeigt, was ihr bevorſtehe. Trotzdem fand ſie Kraft in ſich, aufrecht zu bleiben und die Ceremonie, die noch länger dauerte, zu ertragen. Der Großkanzler hielt an den König im Namen des Königreichs, dann an die Königin im Namen des Königs Reden. Der Biſchof von Dranien antwortete im Namen der Königin. Als dieſe Reden beendet waren, ließ ſich der König an den Altar tragen. Die Königin, begleitet von der Botſchafterin Frau von Guébriant, folgte und der Biſchof

von Posen mit seiner Assistenz hielt eine Ansprache an die Majestäten, welche der Bischof von Oranien im Namen der Königin beantwortete. Hierauf begaben sich die Majestäten nach dem Chore, wo der Nuntius des Papstes die Heirath ratificirte. Es wurde das Tedeum abgesungen und die ganze Garde des Königs, welche um die Kirche herum aufgestellt war, gab eine General-Decharge ab.

Der König wurde nach dem Palaste getragen, die Königin folgte und der Hochzeitszug begab sich nach dem Audienzsaale der Monarchin. Denselben eröffnete die erste Ehrendame der Königin, Gräfin Donhoff, welcher Frau von Guébriant folgte. Da der Zug einige Male stockte, so nahm Frau von Donhoff Veranlassung, zurückzublicken, um zu sehen, ob Alles in der gehörigen Ordnung einherschreite.

Sie lächelte Frau von Guébriant stets süß-freundlich an und lispelte die Worte: Immer einige Schritte Distanz — immer einige Schritte Distanz! Die ersten Male erwiderte Frau von Guébriant kein Wort. Später aber, als Frau von Donhoff, durch das Schweigen der Botschafterin ermuthigt, ihre Lehre direct an Frau von Guébriant zu richten schien, sprach diese in voller Würde und Feierlichkeit: Seien Sie versichert, Madame, daß ich vollkommen die Distanz kenne, welche uns scheidet!

In den Couloirs hatten sich zahlreiche vornehme Herren und Damen eingefunden, um den Zug zu sehen. Königin Marie blickte fast immer gerade vor sich hin; nur einmal, als sie den Blick seitwärts wendete, stand die höhnend lächelnde Gestalt des Marquis de Bois-Darfin vor ihr.

Im Audienzsaale angelangt, stellte die außerordentliche Botschafterin Frau von Guébriant die Königin dem Könige Ladislaus IV. vor und hielt an ihn folgende Ansprache:

Sire! Der König und die Königin-Regentin, seine Mutter haben mir befohlen, die Königin, Ihre Gemahlin, Euer Majestät vorzustellen. Sie haben mir befohlen, Ihnen die aufrichtige Freude zu schildern, welche sie bei den Vorbereitungen zu dieser Heirath empfanden und die Genugthuung, welche sie erfüllt, daß sie Euer Majestät eine der tugendhaftesten, schönsten und vollkommensten Prinzessinnen, welche je ihre Staaten geziert, anvertrauen konnten. Sie haben die Königin nicht nur als ihre nahe Verwandte, sondern gleich einer eigenen Tochter geliebt, und ich, Sire, bitte Euer Majestät ergebenst, die Versicherung entgegenzunehmen, daß ich die Ehre, welche mir Ihre Majestäten zu Theil werden ließen, indem sie mich zur außerordentlichen Botschafterin bei Ihrer Majestät erwählt, nicht genug

zu schätzen weiß. Es ist die höchste Ehre, daß man mich auserwählt hat, in die Hände Euer Majestät ein so kostbares Zeichen der Verbindung der beiden Nationen zu legen.

Der Gesandte von Frankreich Herr von Brégy, welcher, bevor Frau von Guébriant das Wort an den König gerichtet, sprechen wollte, war durch das rasche Vortreten der außerordentlichen Botschafterin daran gehindert worden und so war der Preis um den Vortritt geschlichtet. Aufgeregt und erbittert über die Niederlage, die er wiederholt und jetzt endgültig erlitten, konnte er die kurze Anrede, welche er hierauf an den König hielt, kaum geordnet zu Ende bringen, was ein Lächeln auf allen Gesichtern hervorrief.

Hierauf gab der König, ohne ein Wort an die Königin zu richten, mit der Hand ein Zeichen, daß die Ceremonie beendet sei und begab sich in seine Appartements.

Als die Königin mit Frau von Guébriant allein geblieben war, brach sie in Schluchzen und Wehklagen aus. Welcher Skandal! rief sie aus, welche Schande wurde mir angethan! Der ganze Hof hat gesehen, was geschehen ist, der ganze Hof hat gesehen, daß der König im ersten Augenblicke sich von mir getrennt hat, daß er mich nicht als seine Gemahlin betrachtet! Bin

ich es denn in der That? Was ist geschehen, was habe ich verbrochen, was ist vorgefallen? Sprechen Sie, erklären Sie mir die Lage, in der ich mich befinde! Sagen Sie mir, wie ich in dieselbe gerathen bin. Wo sind wir, wie sollen wir hier leben? Sind wir inmitten einer civilisirten Nation oder unter Wilden? Wäre es nicht besser, augenblicklich umzukehren und nach Frankreich zurückzureisen?

Gewinnen Sie Fassung, Majestät, beruhigen Sie sich. Sie waren ja vorbereitet auf Mißverständnisse und Mißhelligkeiten?

Aber nicht auf solchen Skandal! rief die Königin aus.

Gewiß nicht! Es wird sich Alles aufklären und ordnen lassen. Begeben Sie sich deshalb jetzt zur Ruhe, Majestät, deren bedürfen Sie vor Allem, nach solcher Reise, nach solchen Erlebnissen. Ueberlassen Sie mir Alles. Ich will und muß vorerst erfahren, was sich zugetragen, und dann werde ich mir erlauben, Ihnen vorzuschlagen, was wir unternehmen sollen, was zu erfolgen hat. Erlauben mir Euer Majestät, daß ich Ihnen die Worte des besten Geistes, der uns während unserer ganzen Reise begegnete, zurufe, des Mannes der Devise, des Herrn von Gebieski, der uns empfahl: „Wolle, schreite vorwärts und herrsche!“

V.

Frau von Guébriant verfügte sich in ihre Appartements, welche sie fast vollständig in Ordnung gebracht fand. Die Frauen und Diener waren auf ihren Posten und harrten der Befehle der Botschafterin, ebenso die vom Warschauer Hofe ihr zugewiesenen Hausoffiziere und Domestiken.

Ist Herr von Bléranval zugegen? fragte Frau von Guébriant den Kammerdiener, der im Vorsaale harrte.

Zu Befehl Frau Marschallin, er befindet sich in dem Arbeitskabinete.

Waren Besuche da?

Es hat sich eine größere Anzahl von Herren eingeschrieben; ich habe den Bogen Herrn von Bléranval übergeben. Auch ein Kammerherr des Königs erschien, welcher nach der Frau Marschallin fragte; ich habe ihn bei Herrn von Bléranval eingeführt, der mit ihm eine längere Unterredung gehabt.

In diesem Augenblicke trat die Nichte der Frau von Guébriant, Fräulein Louise, aus dem Arbeitszimmer der Botschafterin und verbeugte sich, als sie in die Nähe der Marschallin gekommen, leicht erröthend.

Ah, Du hier, Louise? sagte Frau von Guébriant. Noch immer nicht zur Ruhe? Ist das junge Vögelchen so weit geflattert und nicht ermüdet?

Ich wollte der gnädigen Tante gute Nacht sagen, habe Sie aber vergebens gesucht.

Du warst in meinem Arbeitskabinete: hast Du Herrn von Bléranval vielleicht aufgetragen, mir Deine Wünsche für die erste Nacht im Königsschlosse zu Warschau zu überbringen?

Louise erröthete noch stärker als zuvor und sprach: Ich habe nur gefragt, ob meine gnädige Tante zugegen sei, und mich sogleich zurückgezogen.

Nun, gute Nacht, mein liebes Kind! sprach Frau von Guébriant, Louisen küssend. Der rosige Schimmer auf Deiner Stirn möge, wenn die Morgenröthe den Himmel überhaucht, sich mit ihm vermählen! Nimm das Glück in Deinen Schlaf, nimm die guten Träume, welche die Nacht bringt, beim Erwachen in den Tag mit hinüber!

Louise küßte der Marschallin die Hand und entfernte sich.

Frau von Guébriant schritt rasch ihrem Arbeitskabinete zu. Die Thüren desselben wurden von Lakaien geöffnet. Herr von Bléranval, der an einem der Arbeitstische saß, erhob sich als er die Botschafterin erblickte, und verbeugte sich tief.

Nun, Herr von Bléranval, was sagen Sie?

Ich bin bestürzt, ich bin sprachlos!

Bestürzung und Sprachlosigkeit müssen Sie aus Ihren Gewohnheiten streichen, mein junger Freund! Derartige Wirkungen darf kein Ereigniß auf einen Diplomaten hervorbringen. Wer die Unruhen in der Welt stillen will, muß die Ruhe seiner selbst zu erhalten wissen; wer die Welt leiten soll, muß die Zügel zu halten verstehen, nur dann gewinnt sie Vertrauen zu denjenigen, welchen sie ihre Geschicke anvertraut hat. Den Kopf darf man nie verlieren, besonders nicht, wenn man bereits das Herz verloren hat! fügte Frau von Guébriant lächelnd hinzu.

Die Frau Marschallin haben diese Lehren aus Ihrem Leben abgeleitet und Ihr Schüler wird sich bemühen, dem Vorbilde nachzueifern! Allein das Ereigniß des heutigen Tages hätte selbst ältere und erfahrenere Männer als mich in die Lage versetzt, nach Besinnung und Ruhe ringen zu müssen.

Nach Ruhe und Besinnung ringen, heißt sie nicht

besitzen. Ueber Unruhe und Ruhe discutiren, verräth: daß ein Theil sich über den Andern beunruhigt und dieser wäre hier ich. Dadurch ginge die Zeit für Nützlicheres verloren. Haben Sie mit Louisen gesprochen?

Kaum zwei Worte!

Welchen Einfluß haben die Ereignisse auf das Kind gemacht?

Ich weiß es nicht, befürchte aber einen tiefen, einen äußerst schmerzlichen! Verzeihen Sie Frau Marschallin, wenn ich mir erlaube daran zu erinnern, daß ich gerathen habe, Fräulein Louise nicht nach Warschau mitzunehmen.

Sie sahen wohl Alles genau voraus was sich ereigenen würde? Sie riethen, soweit ich mich erinnere, nur ab, weil Sie für die Gesundheit des zarten Kindes, das übrigens gar nicht so schwächlich ist, wie Sie meinen, fürchteten, weil Sie glaubten, es werde die Reisebeschwerden nicht ertragen. Sie sehen Louise hat dieselben ganz gut ertragen, so ohne Ermüdung, daß sie den gegebenen Moment, die Ruhe aufzusuchen, nicht mit jener Raschheit benutzt hat, welche ich ihr empfohlen.

Und Sie selbst Frau Marschallin?

Davon kann keine Rede sein. Ich werde Erholung und Erfrischung in der Arbeit suchen und finden, doch

bemühen Sie sich nicht, meine Gedanken abzulenken. Ich weiß, was Sie sagen, kenne den Vorwurf, auf den Sie zurückkommen wollen. Sie versuchen anzudeuten: es wäre besser gewesen, Louisen nicht hierher zu bringen, damit sie den peinlichen Vorfall nicht sehe, dessen Zeugen wir Alle gewesen. Sie fürchten den Eindruck des abscheulichen Ereignisses auf das junge Herz, auf den zarten Geist des Mädchens. Sie haben Unrecht! Die Gefahren der Zeit, in der wir leben, können nur starke Menschen bestehen. Auf dem unruhigen Meere des Parteigetriebes, das uns hin und herwirft, muß man mit Sicherheit dahin zu schiffen verstehen. Wer frühzeitig Gefahren, in denen Andere schweben, kennen lernt, wird sich später im Kampfe leichter erproben. In eine solche Schule des Lebens wollte ich Louise bringen. Daß sie härter ausgefallen als ich vermuthet, wird mein Erziehungsverfahren abkürzen. Ein Mädchen, das sieht, wie grausam man eine Frau behandeln kann, wird die Empfindlichkeit verlieren, und einer zarten Hand, die sie durch das Leben leitet, doppelt dankbar sein. Sie sollten mir danken, statt mir Vorwürfe zu machen.

Frau Marschallin foltern mich! Sie wissen, daß außer Ihnen kein Mensch, am wenigsten Fräulein Louise, meine Gefühle für sie errathen hat.

Was wollen Sie? Ich bin Französin! Es gelüstet mich, hie und da zu plaudern, besonders mit Ihnen, dem Freunde in vielen Stunden meiner Einsamkeit und Trauer um den geliebten Gatten. Es ist mir lange nicht gestattet gewesen, während dieser Reihe voll unendlicher Feste. Ich bedurfte einiger Minuten um mich zu sammeln. Während ich mit Ihnen plauderte, habe ich meine Gefühle, meine Gedanken so ziemlich in Ordnung gebracht. Nun denn, es war ein Kammerherr des Königs da, was sprach er?

Er brachte die Botschaft Seiner Majestät, Frau Marschallin mögen die Güte haben, der Königin zu melden, Seine Majestät sei plötzlich unwohl geworden und zwar so ernstlich, daß er sich zu Bette legen mußte. Der König fürchte, auch die nächstfolgenden Tage an dasselbe gefesselt zu sein. Der Arzt habe Ruhe und Fernhalten aller Besuche empfohlen.

Ah! sprach die Marschallin, ist das der Plan? Geben Sie Auftrag, daß die diensthuende Kammerfrau der Königin, Ihrer Majestät die Meldung hinterbringe. Die Königin dürfte sich schon zurückgezogen haben. Ich kann und will heute nicht mehr vor ihr erscheinen.

Herr von Bléranval eilte, den Befehl zu vollziehen und kehrte bald wieder zurück.

Nun, sprach Frau von Guébriant, was haben Sie gethan, wen haben Sie empfangen, wen gesprochen, was haben Sie vorbereitet, wie lauten die Berichte unserer Agenten?

Unklar und verworren wie während der ganzen Reise. Das Benehmen des Königs vermag sich Niemand zu erklären. Man ist außer sich darüber. Man frägt, discutirt, Niemand kennt den Beweggrund. Was den intimsten Kreis, die nächste Umgebung des Königs betrifft, was dort gesprochen oder auch nur vermuthet wird, konnte ich nicht erfahren.

Und unser Gesandter, Herr von Brégy?

Ist unsichtbar, er hat sich zurückgezogen.

Ah, er hat auf den Vortritt verzichtet! Im Augenblicke der Gefahr entsagte er der ersten Reihe! Das habe ich vorher gesehen, darauf habe ich gerechnet. Es handelt sich nun darum, zu erfahren, ob er sich nicht in die hinterste Reihe, hinter unseren Rücken begeben hat, um dort mit unseren Feinden gegen uns zu kämpfen. Offen gewiß nicht, vielleicht heimlich. Es ist immerhin möglich! Lassen Sie ihn beobachten, unausgesetzt beobachten. Sorgen Sie dafür, daß wir über alle seine Schritte Bericht erhalten.

Ein Gesandter unseres Königs, ein Franzose, Frau Marschallin!

Die Eitelkeit hat keine Nationalität. Die Eitelkeit hat das Wort vor der Pflicht, wenigstens in den meisten Fällen, und verletzte Eitelkeit sinnt zuerst auf Rache. Er wird sich nicht an der Königin rächen wollen, nichts gegen Sie unternehmen, Alles aber gegen mich. Ihr Schicksal, lieber Bléranval, ist an meines gekettet, jetzt doppelt gekettet. Also den Berichten ist nichts Wesentliches zu entnehmen? Haben sich gar keine Anhaltspunkte dargeboten? Das ist schlimm! Man muß den Agenten bestimmtere Aufträge geben. Auch muß man selbst eclairiren, den Boden kennen lernen, auf dem man steht und wandelt. Ist die Arbeit fertig, die ich gewünscht? Wie heißt der Mann, den Sie vorausgesendet, um die hiesigen Verhältnisse zu studiren, um eine Darstellung derselben anzufertigen? Ich vermag den Namen nicht zu behalten.

Michael Rainer, Frau Marschallin, ein Deutscher von Geburt, der aber als Jüngling nach Paris gekommen und daher unserer Sprache vollkommen mächtig ist.

Ein Deutscher; also ein Mann der Arbeit, des Systems wahrscheinlich?

So ist es Frau Marschallin; er wird es an Gründlichkeit der Beobachtung und Darstellung nicht fehlen lassen.

Vortrefflich! Hat er seine Arbeit vollendet?

Fast vollendet, sie ist bereits ein Werk geworden.

Frau von Guébriant lächelte und sagte: Und nun beginnt die schwere Arbeit für Sie, dasselbe zu studiren und für unsere Zwecke praktisch herzurichten.

Ich werde jede Stunde dazu benutzen, Frau Marschallin, die mir der Dienst freiläßt.

Vollkommen in meinem Sinne! Nehmen Sie das Ganze in sich auf und machen Sie, was wir Franzosen ja so gut verstehen, einen klaren, einfachen Auszug. Geben Sie mir die Quintessenz des Ganzen, wenn Sie die Lektüre beendet. Ich wäre doch begierig den Mann einmal zu sehen, Ihren Michael . . . wie heißt er?

Rainer, Frau Marschallin.

Welcher Art ist dieser Mann?

Es ist ein Mann, dessen Schriften — auszugsweise, erlaube ich mir beizufügen — die Frau Marschallin mit Vergnügen lesen werden, aber seine Erscheinung dürfte Sie weniger befriedigen.

Ich habe doch schon manches Menschenkind gesehen.

Auf dem Lande, wenn Sie Zeit hätten, Frau Botschafterin, würde ich den Versuch machen, Ihnen Herrn

Rainer vorzustellen, aber hier .... Der Mann macht große Ansprüche an unsere Zeit.

Ah, er spricht viel?

Unendlich. Er fängt stets mit „aber“ und „also“ an. Nach einer Viertelstunde, wenn es gut geht, gelangt er zu dem Satze, mit dem zu beginnen er sich vorgenommen. Es ist Niemand verwirrter in der Rede und Niemand gegliederter in der Schrift, wie er. Mit dem Manne kann man nur schriftlich verkehren, zu seinem und unserem Wohle.

Nun, sehen kann man aber den Mann doch?

Sehen? Wenn man lachen will, ja. Gleichwie er beim Sprechen fortwährend mit seinen Ideen und Worten kämpft, so liefern beim Gehen seine Gliedmaßen gegen einander eine unaufhörliche Schlacht. Wenn er zur Thür hereintritt, stößt seine Achsel an die Einfassung und die zwei Füße streiten um den Vortritt wie Herr von Brégy. Auch besitzt er das Unglück, sich eines fortwährenden Appetites zu erfreuen. Ich habe ihn noch nie gesehen, ohne daß sein Mund irgend einen Bissen gekaut hätte, und da er fortwährend an Alles denkt, nur nicht an sich, so bin ich nicht sicher, ob er nicht vor Ihnen Frau Marschallin kauend erschiene und angesprochen kein Wort hervorzubringen im Stande wäre, nicht einmal sein ewiges „also“. Sie würden lachen

und wir würden ihn verlieren, denn er ist von weichster Empfindsamkeit bei allem Eigensinn eines unzerbrechlichen Kopfes.

Ist sein Kopf so hart?

So hart, daß nicht einmal das Eisen ihn spalten konnte.

Dieser Mann hat sich duellirt?

Das Eisen hatte nicht die Gestalt des Degens, sondern eines Wagenrades. Schon als zarter Knabe gerieth er unter Pferde und Wagen und die Räder gingen über seinen Kopf hinweg, nicht ohne eine tiefe Wunde zu hinterlassen. Allein sie ist geheilt und die vernarbte Stelle besitzt jetzt die Härte des Stahles. Der Mann ist graduirter Eigensinn.

Sie machen mich doppelt neugierig, Herrn Rainer zu sehen.

Nun, nach gethaner Arbeit ist gut lachen, Frau Marschallin! Wenn unsere Mission glücklich beendet ist, werde ich mir erlauben, ihn vorzuführen, damit er die Hand küsse, die ihn belohnt. Er wird dann noch eine Bitte vortragen, die er mit folgenden Worten beginnen dürfte:

„Sie müssen mir“ u. s. w. Müssen heißt bei ihm: wollen Sie die Güte haben.

Also, sagte lächelnd die Marschallin — Sie sehen,

Ihr Herr Rainer hat eine Schülerin gewonnen — wir sind, um wieder von ernsten Sachen zu sprechen, hier ganz allein auf uns beschränkt. Wir haben keine Partei, keine Bundesgenossen am polnischen Hoflager, ja wir haben einen zweifelhaften Verbündeten an Herrn von Brégy. Ich sehe keinen Helfer, wohin ich auch mein Auge richte. Eine Zeit lang habe ich auf Graf Donhoff, den Palatin von Pommern gerechnet, allein seitdem mir seine Gemahlin, die erste Ehrendame unserer Königin, gute Lehren in der Etiquette gegeben und ich sie darauf den Abstand zwischen ihr und mir einigermaßen fühlen ließ, ist meine Hoffnung auf seinen Beistand geschwunden. Die Dame wird mir die Zurechtweisung nicht verzeihen und Graf Donhoff steht wie alle Polen, auch bei anderen Nationen soll dies der Fall sein, unter dem Einflusse der Frauen. Der Vicekanzler, Herr von Sapieha, ist ein überaus reicher, vornehmer Herr, dem die Lebensfrage keine Zeit läßt, sich den Geschäften mehr als nothwendig zu widmen. Er wird nichts thun, was der Königin zum Nachtheile gereichen würde, noch weniger aber etwas gegen den Willen des Königs unternehmen. Er wird kaum Partei für oder gegen den einen oder anderen Theil ergreifen. Er wird uns sehr freundlich begegnen, wenn wir mit ihm sprechen, aber nichts für uns thun. Es

bleibt also nur noch Herr von Gebieski, der Großsecretär des Königreiches, der Mann der Devise. Was er uns zu sagen hatte, haben wir in wenigen Worten erfahren, aber wird er etwas für uns thun? Und wird man den wahren Sinn seiner Worte, wie jenen des Orakels zu Delphi, nicht vielleicht erst dann erfahren, wenn das Schicksal in Erfüllung gegangen ist, die Thatsachen sich vollzogen haben? Immerhin bleibt er meine einzige Hoffnung. Er scheint wahr zu sein durch und durch. Wir müssen ergründen, wie weit wir auf den Mann rechnen können, wie stark die Hülfe ist, die er uns angedeihen lassen will.

Also wir stehen allein?

Das schreckt mich nicht. Theilen wir uns in die Rollen. Die Hauptsache bleibt zu ergründen, warum der König so gehandelt und darnach werden sich die Maßregeln richten müssen, die seinen Sinn ändern sollen. Das wird meine Sache sein. Suchen Sie mit der Arbeit des Herrn Rainer fertig zu werden, hören Sie auf die Hofherrn und tragen Sie den Agenten doppelten Eifer auf. . . . Wie sind unsere drei Attachés untergebracht, sind sie zufrieden, sind sie darauf vorbereitet, daß wir ihre Dienste jeden Augenblick in Anspruch nehmen können?

Vollkommen, Frau Marschallin. Sie sind bereit sogleich aufzutreten.

Danke, sprach lächelnd Frau von Guébriant, ich bedarf höchstens des Einen, Sie wissen schon, welchen ich meine. Wollen Sie mit mir speisen? Sie werden nach den entsetzlichen Diners, welche wir durchgemacht, meiner Einladung wohl Folge leisten?

Frau Marschallin vergessen nicht einmal . . . . .

Ich habe Sie verwöhnt, Bléranval, Sie werden keck. Spotten Sie nicht, Sie sollen sehen, daß ein gutes Diner zur rechten Zeit auf alle Welt seinen Zauber ausübt. Von unsern drei Attachés, mein lieber erster Secretär, wird uns Herr Emil Gout nicht die unwesentlichsten Dienste leisten. Wollen Sie den Zauberer avisiren?

VI.

König Ladislaus befand sich in seinem Schlafgemache. Er fühlte sich in der That kurze Zeit hindurch in Folge der Aufregung, welche er nur mühsam niedergerungen, unwohl. Allein er legte sich weder zu Bette, noch consultirte er ernstlich den Leibarzt, den er nur, um den Schein zu wahren, holen ließ. Nachdem er die Festkleider abgelegt und sie mit bequemeren vertauscht hatte, blieb er eine Zeit lang allein in seinem Schlafzimmer, in einem großen Stuhle an dem Fenster sitzend. Er war in sich gekehrt und sann, den Blick hinaus nach der Vorstadt gerichtet, welche vom Königsschlosse durch die Weichsel getrennt wurde. Der König war unzufrieden mit sich selbst und machte sich Vorwürfe. Was er gethan, billigte er auch jetzt noch, damit war er einverstanden, dabei sollte es bleiben; allein die Art und Weise, wie er es gethan, den Spott und Hohn, welchen er der grausamen Handlung beigefügt, bereute er. Er fühlte vielleicht mehr, als die

verletzte Königin den Pfeil, den er losgedrückt und der auf ihn zurückprallend in seinem Innern brannte.

Es war unköniglich, unwürdig, unmenschlich, was ich gethan, murmelte er vor sich hin. Was wird man von mir denken, was sagen! Wie wird mich die Prinzessin von Frankreich beurtheilen, die an Galanterie gewöhnte und verwöhnte Frau? Und wie die Botschafterin, die stolze, kluge, gewandte Frau von Guébriant, deren Auge vorwurfsvoll, strafend auf mir ruhte? Wenn der Ruf wirklich gerechtfertigt ist, welcher dieser Dame vorangeht, der sie als eine der gewandtesten, schlagfertigsten, gebildetsten und charaktervollsten Damen Frankreichs schildert, in welchen Ausdrücken wird sie, in die Heimath zurückgekehrt, von mir sprechen, wie werden ihre Worte in ganz Europa wiedertönen, wie viele und wie gefährliche Feinde werden mir gegenüber stehen und welche Folgen kann mein Benehmen für mich und mein Land haben? Es war nicht wohl bedacht, nicht wohlgethan, was ich mir habe zu Schulden kommen lassen! Und doch, bin ich nicht zu entschuldigen? Wer hätte sich an meiner Stelle die Geduld erhalten, wer anders gehandelt? Man hat es gewagt, mir eine Frau anzubieten, sie an mich zu verheirathen, von der man doch wußte, wie wenig sie meiner würdig sei? Verleumdung, böse Nachrede! Wer wird es wagen,

mir diese Worte entgegenzurufen? Wahrheit, erwiesene Wahrheit ist es, was mich bestimmte, Uebles von der Prinzessin zu denken! Nun, es bleibt bei dem, was ich gethan! Die Königin von Polen, meine Frau, ist diese Prinzessin nicht, wird sie nicht werden und meine Unhöflichkeit kann ich ja gutmachen. Darauf will ich sinnen, darüber werde ich mich berathen.

Der König schellte dem Kammerherrn und fragte: ob ihn Jemand zu sprechen wünsche? Dieser antwortete, es befänden sich der französische Gesandte Herr von Brégy im Vorsaale und auch Graf Donhoff, sowie der Vicekanzler Herr von Sapieha und der Staatssecretär von Gebieski harrten der Befehle Sr. Majestät.

Haben Sie nicht gesagt, daß ich krank sei?

Die Herren sind gekommen, um sich nach dem Befinden Eurer Majestät zu erkundigen, und da sich Besorgniß in ihren Mienen ausdrückte, so wagte ich nicht ohne directen Befehl Eurer Majestät zu sagen, daß das Harren unnütz sei.

Sagen Sie, ich sei zwar zu Bette, indessen doch im Stande die Herren zu empfangen. Lassen Sie zuerst den französischen Gesandten vor und wenn er sich entfernt hat, die anderen Herren gemeinschaftlich.

König Ladislaus warf sich auf sein Bett und legte eine leichte Decke über seine Füße. Als Herr von Brégy

eingetreten war, wies ihn der König an, auf einem Stuhle unweit des Bettes Platz zu nehmen und sagte zu ihm: Entschuldigen Sie die Worte, die ich zu Ihnen gesprochen. Ich war aufgeregt, ich wollte Ihnen nicht wehe thun.

Sire, sprach der Gesandte, ich habe dieselben auch nicht anders aufgefaßt und in Berücksichtigung, daß Eure Majestät nur nach dem Eindrucke des ersten Augenblickes urtheilend, Ihren Gedanken Worte verliehen, konnte man in der That nicht umhin, dem Urtheile Eurer Majestät beizupflichten. Ich muß gestehen, daß ich selbst bei dem Anblicke der hochverehrten Königin mich einen Augenblick lang des lebhaftesten Bedauerns nicht entschlagen konnte über die großen Mühsale, welchen die monatlange Reise die edle Frau aussetzte, Beschwerden, welche Spuren der Leiden auf dem Antlitze der Königin zurückließen. Eine ermüdete Frau ist nie eine schöne Frau, wie feine Geister am französischen Hofe sagen würden, sprach Herr von Brégy selbstgefällig lächelnd, und ich erlaube mir, denselben beipflichtend, dies zu unserer Aller Entschuldigung zu wiederholen.

Davon ist nicht mehr die Rede, Herr von Brégy, und das soll auch nicht mehr zur Sprache kommen!

Eure Majestät beglücken mich und geben mir

Muth mein Bedauern über das Arrangement auszudrücken, welches nicht unglücklicher gewählt sein konnte. Ich wage die feste Ueberzeugung auszusprechen, daß das Arrangement beigetragen hat, den Augenblick des ersten Zusammentreffens Eurer Majestät mit Allerhöchst Ihrer Gemahlin nicht so beglückend zu machen, als es bei größerem Takte von unserer Seite der Fall gewesen wäre. Ich bin auf das Tiefste und Peinlichste berührt, daß man mir, wie es dem diplomatischen Gebrauche vieler Jahrhunderte und den durch die Zeit geheiligten Gepflogenheiten entsprochen hätte, nicht den Vortritt, den ersten Rang während der Reise, und bei der Ceremonie gelassen hat, ich würde....

Was hätten Sie gethan Herr von Brégy? fragte der König lächelnd.

Ich würde eine Anrede an Eure Majestät gehalten haben, die..

Ich weiß, Sie sind ein vortrefflicher Sprecher Herr von Brégy. Beruhigen Sie sich! Sie sind aber ein ebenso galanter Mann als großer Redner und Pflichten der Galanterie haben Ihnen geboten, Frau von Guébriant den Vortritt zu lassen. Ich weiß Ihr Opfer zu würdigen.

Herr von Brégy verbeugte sich beglückt vor dem Könige, dankte und sprach: Die Hand Eurer Majestät

versteht es die Wunden zu heilen, die uns von unsern eigenen Freunden unbarmherzig geschlagen werden.

Haben Sie die Prinzessin, haben Sie Frau von Guébriant nach der Ceremonie in der Kirche gesehen, Herr von Brégy?

Verzeihen Eure Majestät, ich wußte nicht, ob ich gelegen gekommen wäre. Ihre Majestät die Königin besitzt ja übrigens Frau von Guébriant als Beratherin und Trösterin.

Sie haben also noch keinen Bericht nach Frankreich abgesendet, Herr von Brégy?

Sire, meine Anwesenheit hat eben den Zweck, bevor ich eine Relation an die Majestäten nach Paris erstatte, die Ansichten Eurer Majestät entgegenzunehmen.

Sie sind sehr freundlich, Herr von Brégy. Ich bitte nur zu sagen, daß ich durch die Aufregung, in welche mich die letzten Tage versetzten und jene während der Ceremonie ernstlich krank geworden bin und das Bett hüten muß.

Wollen Eure Majestät vielleicht geruhen, mir Aufträge zu ertheilen, was ich über den Eindruck, welchen der Einzug der Königin in Warschau hervorgebracht, berichten soll?

Ich verstehe, Herr von Brégy, Sie wollen wissen,

was ich zu thun gedenke, was ich vorhabe. Ich bin unwohl, Herr von Brégy, zu sehr angegriffen; erlauben Sie mir, daß ich Ihnen demnächst, vielleicht im Laufe der nächsten Tage, meine Pläne, meine Motive, vielleicht auch schon meine Entschlüsse mittheile. Heute müssen Sie mir gestatten, mich zu schonen.

Sire, wie Sie befehlen, sagte Herr von Brégy, erhob sich und verließ, vom Könige mit einer Handbewegung entlassen, langsam sich verbeugend und rückwärts schreitend das Zimmer.

Der König erhob sich unruhig von dem Bette und schritt wieder zum Fenster. Er bohrte seine Blicke einige Zeit hindurch, als wollte er das nur von einigen Lichtern durchfunkelte Dunkel durchdringen und sehen, was in der Ferne vorgehe, in die Häusermassen der Vorstadt. Doch wurde er bald aus seinem Sinnen erweckt, denn der Kammerherr öffnete die Thüre und die Herren, welche in dem Vorsaale gewartet hatten, traten unter tiefen Verbeugungen ein und stellten sich in einiger Entfernung von dem Könige auf.

Nun, Ihr Herren, sprach der König, seid Ihr gekommen, um mir etwa Vorwürfe zu machen, daß ich die Prinzessin von Frankreich schlecht behandelt, daß Ihr eine Königin habt und doch nicht habt, ich eine Frau und doch keine Frau?

Majestät, sagte Graf Donhoff mit zitternder Stimme, sich vor dem Könige verbeugend, während Thränen in seinen Augen glänzten, erlauben Sie, daß ich den Sinn Ihrer Worte nach meinen Empfindungen auslege?

Graf, ich glaube, Sie weinen wieder einmal?

Verzeihen Eure Majestät, Sie wissen, ich habe ein weiches Herz und es ist kein Wunder, wenn ich weine, da selbst härtere Männer als ich....

Nun ja, Vorwürfe! Ich habe gewußt, daß selbst meine eigenen Herren Partei gegen mich ergreifen würden. Darauf war ich vorbereitet und werde es mit Fassung zu ertragen wissen. Uebrigens, Graf, so sehr ich Sie auch schätze und ehre, davon sind Sie wohl überzeugt, Ihre Thränen rühren mich nicht. Sie weinen immer und bei jeder Gelegenheit. Es giebt kein Weib, das so leicht weint, wie Sie. Sie weinen aus Freude und weinen aus Schmerz. Ich glaube, Sie weinen ebenso, wenn die Musik einen Trauermarsch spielt, als wenn eine lebhafte Mazurka ertönt, sagte der König lächelnd.

Ja wohl Majestät, ich bin etwas weich, ich leugne es nicht, setzte Graf Donhoff lächelnd hinzu. Vielleicht ist es besser, wenn man zu weich ist....

Verzeihen Sie, Graf Donhoff, ich habe Ihnen

bis heute keine Vorwürfe gemacht und doch waren Sie es, der um die Prinzessin geworben und nichts über sie zu berichten wußte, als das Beste, das Vortrefflichste! Was soll jetzt geschehen, Herr von Sapieha? sagte der König, sich an den Vicekanzler wendend. Rathen Sie mir, wie soll ich die Sache zu Ende führen, denn zu Ende geführt werden muß sie und zwar genau in dem Sinne, wie ich sie begonnen.

Gestatten Eure Majestät mir die ehrfurchtvolle Bemerkung, daß es wohl nicht nothwendig ist, sich so rasch zu entschließen. Lassen wir einige Tage vorüber gehen. Wie wäre es, Majestät, wenn Sie mir gestatteten, zu Ehren der Königin, so lange das Unwohlsein Eurer Majestät dauert, einige kleinere Feste, die das Auge und das Ohr erfreuen, zu veranstalten? Etwas Rosenrothes, etwas Helles sollte man in die Farben des heutigen Tages mischen oder vielmehr ihnen folgen lassen, damit der Eindruck des unangenehmen Augenblickes verwischt werde. Gestatten Majestät, daß ich die Sache in die Hand nehme? Majestät wissen, ich bin nicht ganz unerfahren in Bezug auf Feste und öffentliche Lustbarkeiten. Wenn das Volk tanzt, ist es zufrieden, wenn es singt, klagt es nicht, und auch die Herzen von Höhergestellten, von Höchstgestellten sogar, werden mit Freude erfüllt, wenn sie Freude auf den

Gesichtern des Volkes sehen. Völkerlust ist der Fürsten Freude und der Anblick froher Herrscher erhebt die Nation.

Nun ja, Herr von Sapieha, ich weiß, Sie sind der reichste Mann und der lebensfroheste in Polen! Sie können sich ein Fest gestatten und geben es noch lieber Anderen. Der große Gastfreund in Polen, so heißen Sie ja und werden hoch geehrt. Der Rath, den Sie mir geben, kann ganz gut nebenbei ausgeführt werden und darum überlasse ich Ihnen zu thun, was Sie für nützlich und angenehm erachten. Indessen auf dem feinen Tuche und den gestickten Teppichen der Feste werden wir die Situation, die sich recht ernst vor uns ausbreitet, nicht über die Gefahr hinaus bringen. Sie, Herr von Sapieha, mögen Zeit gewinnen Feste zu geben, den Rath in der Sache selbst muß ich allerdings anderswo suchen.

Herr von Gebieski, was meinen Sie? sprach der König, sich an den Staatssecretär wendend.

Prüfen, erwägen und nochmals prüfen.

Ich habe geprüft, ich habe erwogen, nochmals geprüft und nochmals erwogen, was aber jetzt, Herr von Gebieski?

Majestät: Prüfen, erwägen und nochmals prüfen. Glauben Sie, meine Herren, daß ich mich durch

Ihren Rath oder Ihre Rathlosigkeit in meinen Entschlüssen wankend machen lasse? Was ich gesagt und gethan, daran halte ich fest. Wie ist die Stimmung, was sagt man, was glaubt man? Graf Donhoff, sprechen Sie!

Meine Frau hat mir sehr viel von Frau von Guébriant erzählt.

Gutes oder Uebles?

Meine Frau schwärmt für Frau von Guébriant, sie sagt, die Dame sei die Courtoisie und Liebenswürdigkeit selbst. Sie hat mir ausführlich ihre Unterhaltung mit der Dame geschildert und ich war davon . . .

Zu Thränen gerührt, Herr von Donhoff, ich kann es mir lebhaft vorstellen.

In der That, Majestät, nach all' dem, was ich in Frankreich von Frau von Guébriant gehört, war ich nicht gefaßt von einer so berühmten und ausgezeichneten Frau Worte von so außerordentlicher Bescheidenheit an eine Fremde gerichtet zu vernehmen. Frau von Guébriant hat meiner Frau gesagt: sie wisse sehr wohl, wie weit sie hinter der Gräfin Donhoff zurückstehe.

Ah, das hat sie gesagt? Frau von Guébriant hat so gesprochen? Nun die Dame versteht es mit dem ersten Schritte und dem ersten Worte die erste Frau

am polnischen Hofe zu gewinnen und sich zur Bundesgenossin zuzugesellen. Wenn das so fortgeht, wird sie mir alle Herren und Damen des Hofes abwendig machen und ihrer Prinzessin zuführen. Es scheint, daß Mazarin gewußt hat, wen er wähle, als er Frau von Guébriant zur außerordentlichen Botschafterin ernennen ließ. Natürlich nehmen nun auch Sie Partei für Frau von Guébriant, und mir wird nichts übrig bleiben, als gleich morgen vor dieser Dame, wie die deutsche Festung, welche sie an der Seite ihres Mannes belagerte und eroberte, zu capituliren. Daß dies nicht geschehen wird, meine Herren, davon können Sie sich überzeugt halten! Eine Festung kann capituliren, König Ladislaus von Polen ergiebt sich nicht, nicht einmal der schönsten Frau von Europa, und das ist Frau von Guébriant nicht.

Die schönste Frau, Majestät, sagte Herr von Sapieha, ist sie nicht, aber Eure Majestät wissen, ich bin nicht ganz unkundig im Reiche der Frauenschönheit.

Gewiß nicht, sagte lächelnd der König, man kennt Herrn von Sapieha, und die Damen wissen ihn sehr zu schätzen.

Die schönste Frau ist Frau von Guébriant nicht, aber ich habe selten eine Frau von solchem Bewußtsein, das zu gleicher Zeit für seine Größe nach allen

Seiten hin durch ein Lächeln um Entschuldigung zu bitten scheint, gesehen!

Darin haben Sie Recht, Herr von Sapieha und ich beauftrage Sie deshalb, Frau von Guébriant, ersuchen zu lassen, morgen bei mir zu erscheinen. Bitten Sie sie in meinem Namen um Entschuldigung — daß ich krank bin! Die Frau Botschafterin soll sehen, daß ich ihrem Wunsche zuvorkomme, daß ich ihre Gedanken errathen habe. Sie wird sehen wollen, ob ich wirklich krank bin, und sie wird einen kranken Mann finden.

VII.

Nachdem die Herren den König verlassen hatten, schellte dieser dem diensthuenden Kammerherrn. Sie sind mir treu und ergeben, sprach er zu diesem.

Ich . . . . .

Keine Versicherungen. Ich kenne Sie, ich bin von Ihrer Anhänglichkeit überzeugt. Ich habe Sie vielfach erprobt. Können Sie mir für die nächste Zeit ganz und gar zur Verfügung, immer um mich sein, genau überwachen, ob meine Befehle vollzogen werden, ob Niemand meine Anordnungen durchkreuze? Sie würden durch das Opfer, welches ich von Ihnen verlange, mich recht sehr verbinden, und mich zum Danke verpflichten.

Der Kammerherr verbeugte sich und sagte: Majestät, meine Dienste sind Ihnen jederzeit geweiht.

Gut denn, hören Sie: ich bin krank und will, daß alle Welt an meine Krankheit glaube, besonders die Prinzessin und Frau von Guébriant. Richten Sie

den Dienst vollständig darnach ein und sorgen Sie dafür, daß Niemand, den ich nicht ausdrücklich zu sehen und zu sprechen wünsche, in welcher Angelegenheit immer, in den Vorsaal gelange. Mein Leibarzt soll täglich zweimal erscheinen. Von ihm ist am wenigsten zu erwarten, daß er verbreite, ich sei nicht krank. Die Aerzte und besonders die Aerzte Vornehmer sind immer geneigt, eine Krankheit vorzufinden. Nicht so sehr um sich unentbehrlich zu machen, denn sie sind ja lebenslänglich angestellt, ein rechter Arzt sieht aber immer eine Krankheit, er sieht sie in uns hinein, das gehört zur Kunst, wenn er uns auch mit anscheinend felsenfester Ueberzeugung versichert, daß wir uns nie so wohl befunden haben, als eben jetzt. Zu der kleinen Anzahl von Personen, welche ich zu sprechen wünsche, gehört die französische Botschafterin Frau von Guébriant. Ich habe sie bitten lassen, morgen zu mir zu kommen. Sorgen Sie dafür, daß, wenn wir sie auch angesichts unseres Krankheitszustandes nicht mit allen für solche Fälle vorgeschriebenen Ceremonien empfangen lassen, es bei ihrem Empfange doch nicht an der ausgesuchtesten Höflichkeit, der vollen Rücksicht fehle. Jetzt bitte ich Sie nachforschen zu lassen, ob der Zugang zu der kleinen Treppe frei, ob der Ausgang gesichert ist. Lassen Sie auch dafür sorgen, daß ich nicht gestört werde, wenn

ich heimkehre. Ich will allein ausgehen, die frische Luft wird mir wohl thun. Ich bedarf der Bewegung heute mehr denn je. Keine Einwendung, mein Lieber, ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich sei aufgeregt, unwohl; eben deshalb gehe ich. Ich empfinde einen Druck auf das Gehirn, auf die Leber, ich muß in's Freie. — Einen Augenblick, wenn ich bitten darf, Herr von Remski! Geben Sie mir doch ein weißes Blatt. Sie kennen ja die Gattung. So! Hier ist meine Unterschrift. Setzen Sie den Betrag auf dasselbe, den Sie brauchen, man wird Ihnen denselben auszahlen. Doch schreiben Sie nur die Summe, deren Sie unumgänglich bedürfen! Sie wissen, man legt mir die Blätter später vor. Spielen Sie noch immer? Verspielen Sie nicht zu viel von meinem Geld!

Der König nahm ein Wehrgehänge um, steckte einen erprobten Degen in dasselbe, warf einen Mantel um seine Schultern und setzte einen weichen dunklen Hut auf. Er durchschritt, nachdem der Kammerherr gemeldet hatte, daß der Vorsaal leer und die geheime Treppe vollständig frei sei, die Antichambre, drückte an eine verborgene Thür und den Antrag des Kammerherrn, ihn mit einer Laterne voranzuleuchten, ablehnend, trat er an der Rückseite des Palastes durch eine kleine Thür, welche er sorgsam aufschloß und wieder versperrte,

in's Freie. Er begab sich, den oft zurückgelegten Weg genau kennend, nach der Vorstadt und schritt, von dem erhellten Fenster eines entlegenen Hauses wie von einem Sterne angezogen, demselben zu. Der König blieb mehrmals stehen, athmete tief und setzte dann den Weg, gleichsam um die Sekunden nachzuholen, die er stille gehalten, noch eilender fort. Er war vor dem Hause, das er endlich erreicht hatte, einige Male hin und her gewandelt, fest den Blick nach dem beleuchteten Fenster gerichtet. Er nahm wiederholt einen Anlauf, in das Haus einzutreten, kehrte aber, wenn er sich demselben genähert, unschlüssig wieder zurück und wandelte so weit auf und nieder, als er das Fenster im Auge behalten konnte. Er vermochte offenbar zu keinem Entschlusse zu gelangen. Plötzlich erlosch das Licht und das entschied.

Es ist besser so, murmelte der König vor sich hin. Heute nicht, ich bin zu unruhig, zu unwirsch. Ich könnte einen üblen Eindruck machen, will aber heute Niemanden mehr wehe thun, nicht durch ein einziges Wort, durch keine Miene. Auf morgen denn, gute Nacht! rief er, mit der Hand nach dem Hause winkend, und kehrte nach dem Palaste zurück.

Es war eine wenig glückselige Nacht, jene erste, welche die Königin von Polen und ihr Gefolge unter

dem Dache des stolzen Königshauses in Warschau zubrachten. Allein die heilende Folge der Anstrengung, die Ermüdung, legte den Schlummer, wenn auch spät, auf die Sorgenerfüllten, welche mit den Worten, was wird morgen werden? auf den Lippen, einschliefen.

Am unruhigsten schlief Herr von Bléranval, am holdseligsten und friedlichsten Fräulein Louise von Guébriant. Unschuld und Jugend hatten dem Fräulein, einer achtzehnjährigen schönen und graziösen Französin, bisher ihre volle Unbefangenheit erhalten. Wie die Bienen alle Nahrung zu Honig verwandeln, so setzten sich alle Ereignisse und Begebenheiten in Louisen zum Guten um. Ihr Herz und ihr Geist hatten nur Aufnahmsfähigkeit für das Edle und Schöne, daß Angenehme und Feine. Was immer auch auf sie zuflog, das Ueble und Böse sank mitten auf dem Wege nieder und nur das Schöne fand seinen Weg zu dem jungen Mädchen. Herr von Bléranval hingegen war das Gegenbild Louisens. In der Gesellschaft erzogen und geschult, vermochte er sich zu bemeistern, zu lächeln und zu scherzen, wenn Sorge und Trauer sein Herz erfüllten. Allein er war nie sorgenfrei und am meisten besorgt um die, welche er liebte. Er war sensitiv für Andere. Von Louisen jeden rauhen Hauch, jede unange-

nehme Begebenheit, jedes traurige Erlebniß fern zu halten, bildete jetzt eine seiner Hauptsorgen. Er war unglücklich über den Eindruck, den die Ereignisse des letzten Tages auf das kindliche Gemüth des Mädchens, seiner Meinung nach, hatten ausüben müssen. Er sehnte den Augenblick herbei, um zu erforschen, welche Verheerung der moralische Hagelschlag der Kirchenscene auf Louisen hervorgebracht. Er nahm im Geiste ihre Empfindungen und Gedanken wahr, die gestern noch, einem reichen Kornfelde gleich, blumendurchwirkt, jeder Halm stolz sein Haupt erhebend, prangten, und heute niedergeschlagen, verwirrt, unaufrichtbar für immer, zu Boden lagen. Er pries es deshalb als ein gutes Geschick, daß ihm, als er sich des Morgens nach dem Arbeitskabinete der Frau von Guébriant begab, Louise begegnete. Nach der Begrüßung, welche von Herrn von Bléranval mit besorgter Miene, von Louisen hingegen mit sonniger Unbefangenheit erfolgte, bemühte sich Herr von Bléranval, das Gespräch auf die Vorgänge zu leiten, und fragte Louise, ob ihr Schlummer nicht gestört worden sei?

Ich habe so gut geschlafen, wie seit langer Zeit nicht! sagte Louise. Ich war todtmüde, bin sogleich eingeschlummert und habe so süß geträumt! Denken Sie, die ganze Nacht hindurch währte ein wunderbares

Fest. All' die zahlreichen Schauspiele, deren Zeugen wir während der letzten Reise gewesen, schoben sich, als ob sie in ununterbrochener Reihe aneinander gefolgt wären, zusammen, eines floß in das andere über. Die Mohren des einen Ballettes tanzten mit den Priesterinnen des anderen. Die hundert Herren, welche uns mit ihren langen Ansprachen auszeichneten, hielten alle zusammen eine Rede, so daß jeder Einzelne nur ein Wort der Ansprache sagte. Unaufhörlich regnete es Blumen, Goldstreifen, Bänder vom Himmel hernieder, als ob es farbig schneien würde, während unsere Reise ewigen, wirklichen Schnee brachte. Pferde waren mit starken Büffeln, die wir gesehen, zusammengespannt, Tauben flatterten in der Gesellschaft von Raben und Adlern um die Wette, kurz: es war eine so heillose und doch so schöne Verwirrung in dem Ganzen, daß ich wohl während der ganzen Nacht gelächelt und die Hände aus Freude zusammengeschlagen haben muß.

Vortrefflich, Fräulein von Guébriant, das übertrifft alle meine Erwartungen! Ich freue mich von Herzen, daß Sie in ihrem Traume Alles so schön zusammengefaßt haben. Allein die Ankunft in Warschau, der leidende König, der Empfang der Königin?

Ja, er war etwas kurz, das ist wahr; allein wie konnte es anders sein? Die Königin war ja so sehr er-

müdet! Denken Sie nur, was sie gestern noch Alles an endlosen Ansprachen anhörte, wie oft sie ihre Sänfte verlassen mußte, um auf kaltem Boden in eisiger Luft stundenlang zu harren. Und der arme König! Er sah so blaß, so leidend aus. Ich bedauerte ihn recht sehr. Sein Benehmen zeigte doch wirklich von großer Liebe zur Königin. Es war wahrhaft rührend, daß er seiner Krankheit vergessend, ja ihrer spottend, solange an der Ceremonie Theil nahm, um nur der Königin seine Liebe zu erkennen zu geben. Das war sehr schön von ihm.

Herr von Bléranval sah Louisen gerührt an und sprach kein Wort. Wie leichten Nebel, den ein Kind mit rosigem Finger zertheilen kann, hatte Louise die schweren Ereignisse durchschritten. Sie waren an ihr, ohne eine Spur zurückzulassen, vorübergezogen. Sie hatte nicht erkannt, nicht geahnt, was sich ereignete, sich Alles in ihrem kindlich reinen Sinne auf das Beste und Schönste zurechtgelegt. Der schöne Sinn findet Alles gut! sagte sich Herr von Bléranval, und von Louisen Abschied nehmend, eilte er hochbeglückt nach dem Arbeitskabinet, wo Frau von Guébriant bereits seiner harrte.

Nun, Sie treten ja mit der Miene eines Siegers ein, sprach die Botschafterin, was ist denn vorgefallen?

Ich habe Fräulein Louise soeben gesprochen.

Ah, sie zog als Morgenröthe des heutigen Tages vorüber und Eros hat mit zartem Finger, wie die Gelegenheitsdichter uns während der letzten Wochen versicherten, Ihr Haupt berührt. Bléranval, mein Freund, beherrschen Sie Ihre Empfindungen!

Frau Marschallin, ich glaube nicht, daß es Jemanden giebt, der sich mehr beherrscht, als ich.

Gewiß mein Freund, Sie sind ein Muster von Selbstbeherrschung! Ich gebe Ihnen das Zeugniß, daß mir ein Mann wie Sie noch nicht vorgekommen ist. Haben Sie heute vielleicht Fräulein Louisen erklärt . . . .

Verzeihen Sie, Frau Marschallin, Sie wissen ja, daß es mein unwandelbarer Entschluß ist, Fräulein Louise meine Empfindungen nicht zu verrathen, ehe Ihr Werk glücklich vollbracht ist, und nur wenn ich zum Gelingen desselben irgendwie beitragen konnte . . .

Dieses Versprechen, mein Freund, haben Sie mir oder vielmehr sich selbst geleistet. Ich kann es nur billigen, als Frau, als Tante, noch mehr aber als Botschafterin, die jetzt ihre Gedanken ausschließlich in Anspruch zu nehmen das Recht und die Pflicht hat. Aber beispiellos finde ich doch Ihre Haltung für einen Franzosen, oder haben Sie vielleicht Unterricht in der stillen Schwärmerei bei Ihrem Mitarbeiter Herrn . . .

wie heißt er . . . Rainer, wenn ich nicht irre, genommen? Vielleicht sind Sie selbst ein heimlicher Deutscher? Dem Aussehen und Ihrer Art zu sprechen nach ein Franzose, dürften Sie Ihrem Empfinden nach ein echter Sohn des sentimentalen Landes sein!

Nicht so sentimental als die Frau Marschallin denken, sind die Bewohner jenes Landes, wenigstens nicht in Allem und Jedem. Mondscheinartig ist nur ihre Liebe. Was aber die Genüsse des Lebens anbelangt, die recht materiellen des Essens und Trinkens, da langen die Herren recht wacker zu, so auch Herr Michael Rainer.

Auch hier in diesem Lande der schlechten Küche?

Auch hier findet er dieselbe nicht so entsetzlich wie wir. Recht viel, ist ihm die Hauptsache, recht ausgiebig. Besonders munden ihm die süßen Sachen aller Art, in denen er wie der Bär an einem Honigwaben schwelgt.

Haben Sie ihn heute schon gesehen?

Zu dienen. Er hat die Nacht hindurch fleißig gearbeitet und ist fast zu Ende mit seiner Abhandlung.

Wird er überhaupt endlich einmal fertig werden?

Nie, wenn man es ihm überläßt, die Arbeit als beendet auszugeben; recht bald aber, wenn man ihm

erklärt, daß er zu Ende gekommen sein müsse und ihm dieselbe wegnimmt.

Was berichten unsere Agenten?

Daß der König nicht krank sei.

Davon war ich überzeugt.

Daß er heute Nacht das Schloß verlassen habe und erst nach einer Stunde wieder zurückgekehrt sei.

Wer ist der Paradiesvogel unter Ihren Agenten, der uns so gut bedient? Ich hatte nicht viel von den Herren gehalten und darin Unrecht, wie es scheint.

Es war auch nicht einer der gewöhnlichen Agenten, Frau Marschallin, sondern einer unserer drei Attachés zweiten Ranges.

Welcher derselben?

Herr François Le Jeune.

Der? sagte Frau von Guébriant lächelnd.

Still, Frau Marschallin, man könnte hören und hinter unser Geheimniß kommen.

Also der Attaché Herr François Le Jeune! Wieso gerade dieser?

Ich weiß nicht, was ihn veranlaßte, in später Nachtstunde statt sich Ruhe zu gönnen, zu lustwandeln. Unweit des Schlosses begegnete er einem Manne, der ihm auffiel, weil dessen Haar, so wenig er auch davon wegen des Mantels und breiten Hutes des Vorüber-

schreitenden wahrnehmen konnte, über die Wangen herabfiel. Er näherte sich dem Vorbeieilenden, der in Gedanken versunken ihn nicht zu beachten schien und bei dem Scheine des Mondes erkannte er den König.

Ich begreife nicht vollständig, sagte Frau von Guébriant.

Nun, Herr François Le Jeune ist in seinem Fache sehr wohl erfahren. Ihm allein konnte die Idee wie ein Blitz sich einstellen. Er hat beobachtet, daß die polnischen Herren ihr Haupthaar bis auf ein vom Scheitel herabfallendes Büschel rasiren. Der einzige Herr, der hier sein Haar nach französischer Art trägt, ist der König.

Vortrefflich! rief Frau von Guébriant. Sehen Sie, wie sich meine Idee zu bewähren beginnt, drei unserer Attachés aus Kreisen zu wählen, denen sonst unsere jungen Diplomaten nicht entnommen werden! — Sie wissen, daß Seine Majestät mich Vormittags zu empfangen geruhen werden. Haben Sie mir irgend einen Rath zu geben, irgend etwas vorzuschlagen?

Ich wage es nicht, der Frau Marschallin irgendwie vorgreifen zu wollen, ich weiß, daß Sie sich, was Einzelnheiten betrifft, nicht vorbereiten, daß Sie Alles von den Umständen abhängig machen.

Für mich handelt es sich heute einzig und allein darum, den König zu beobachten und zu studiren. Haben Sie keine Aufschlüsse über die Handlungsweise des Königs, über das Motiv, das ihn zu dem harten Auftreten veranlaßte, erhalten?

Es scheint in der That, daß man die Königin verleumdet hat.

Haben Sie keine Andeutungen, von welcher Seite das geschehen sein kann?

Der König hat mit Niemandem darüber gesprochen und ich vermuthe deshalb, daß es kein Pole gewesen ist.

Ein Franzose also?

So glaube ich.

Auch ich bin dieser Ansicht. Ich habe schon während der Reise mit der Königin die Reihe ihrer Feinde durchgegangen — es ist eine ziemlich stattliche Reihe! — um zu errathen, welchem derselben die Schandthat zuzutrauen sei. Allein das Gedächtniß der Königin blieb an keiner Person haften. Ich betrachte deshalb die Entdeckung des Schuldigen als eine Hauptaufgabe. Lassen Sie durch unsere Agenten ausspähen, ob sich kein Franzose hier aufhält, der unerkannt zu bleiben sucht, und nur vermummt erscheint. Ich will heute nochmals mit der Königin erwägen, wer die Männer

sind, welche sie gekränkt hat, oder die fälschlich glauben, daß ihnen eine Unbill widerfahren. Hat mein Secretär die Liste der Besuche, die ich zu machen habe, entworfen? Wer hat sich ansagen lassen?

Die Liste ist angefertigt. Heute Vormittag wünschen der Frau Marschallin: Graf Donhoff, Herr von Sapieha und Staatssecretär von Gebieski aufzuwarten.

Vortrefflich, ich sehne mich darnach, die Herren zu sprechen. Ich eile jetzt mich anzukleiden. Wenn die Herren früher kommen sollten, bitte ich Sie, dieselben zu unterhalten. Adieu mein Freund!

VIII.

Frau von Guébriant hatte ihre Toilette beendet. Dieselbe war den Besuchen und Empfängen, die im Laufe des Tages bevorstanden, angepaßt, entsprach aber zugleich der neuesten pariser Mode. Die Botschafterin erschien in dem Empfangssaale, wo sie jedoch, statt der erwarteten Herren, die erste Ehrendame der Königin, Gräfin Donhoff, vorfand, welche sich zuerst tief verbeugte und dann überaus freundlich lächelnd auf Frau von Guébriant zuschritt. Frau von Donhoff entschuldigte sich, daß sie unangesagt bei Frau von Guébriant erscheine. In ihrer Miene aber war der wahre Sinn der Worte zu lesen: daß Frau von Guébriant die hohe Ehre wohl zu würdigen wissen werde, die darin bestehe, daß eine Dame, wie die Gräfin Donhoff, ihr, der Fremden, den ersten Besuch mache. Frau von Guébriant, welche geglaubt hatte, Frau von Donhoff sei tief verletzt und werde sich ihr vom gestrigen Tage an als Feindin in den Weg

stellen, ging sogleich auf die Ideen der Dame ein, dankte für die außerordentliche Ehre, die ihr die Grä=fin erweise, versicherte, daß sie im Laufe des Vormit=tags der ersten Ehrendame der Königin ihren Besuch abgestattet hätte, den ja die Pflicht und die aufrich=tige Hochschätzung der Vorzüge der Gräfin geböten, und lud die Dame zum Sitzen ein.

Gräfin Donhoff war eine ältere Frau, zeigte aber noch Spuren ehemaliger großer Schönheit. Sie war hoch und fein gebaut, der Teint ihres Gesichtes frisch, weiß mit rosigem Schimmer, trotz der von Silber=fäden durchzogenen blonden Haare und der Mund, welcher bei schönen Frauen am längsten seinen Zau=ber behält, klein und rosig. Die Haltung war wür=dig und doch hatte der Körper die tausend kleinen schmeichelnden Bewegungen weiblicher Coquetterie bei=behalten: die Beugungen des Oberkörpers, das Zucken der Achseln, die lebhafte Beweglichkeit des Mundes, das leichte Spiel der Hände, kurz den vollen Reiz des Entgegenkommens, des sich Entgegenhaltens und freund=lichen Darbietens vornehmer polnischer Frauen. Selbst wenn diese stehen oder sitzen, glaubt man, daß der Körper dem von ihnen schmeichelnd Angesprochenen ohne Unterlaß zuzufliegen im Begriffe stehe. Ihr Geist scheint immer bereit zu sein, den Angesprochenen zu

umarmen und zu küssen. Aehnlich geben sich die Männer, sie sind lebhaft und überaus beweglich, huschen aalglatt über die Parquetten dahin, oder verbeugen sich ohne Unterlaß so tief als möglich, als übten sie eine eigene, nur von ihnen gehandhabte Gymnastik der Höflichkeit. Sie haben die Unterwürfigkeit idealisirt, zur zierlichsten Körperbewegung ausgebildet. Sie sagen es nicht nur, daß sie dem Angesprochenen zu Füßen fallen, sie scheinen es auch fortwährend ausführen zu wollen. Sie bewegen sich nicht, sie gehen nicht, sie tanzen. Sie sind die besten Tänzer der Welt.

Schmeichelnd, ausnehmend liebenswürdig und artig, leicht, wie der Schmetterling über die Blumen, die der Tag gebracht, dahinschwebt, wurde auch die Unterredung zwischen Frau von Guébriant und Gräfin Donhoff geführt und wenn man die zwei Frauen hörte, so hätte man glauben sollen, daß Polen zur Nachwinterszeit ein Blumengarten sei, in welchem Rosen blühen. Auf die Ereignisse der letzten Stunden wurde nicht eingegangen. Frau von Guébriant bemühte sich nicht, die Gräfin Donhoff irgendwie zu befragen, zur Bundesgenossin in dem bevorstehenden Kampfe aufzurufen, ihre Hülfe zu erbitten. Sie wollte sich nicht nachsagen lassen, die der Königin als erste

Ehrendame beigegebene Frau zur Mitwisserin, zur Mithelferin gemacht zu haben.

Während des Gespräches mit Gräfin Donhoff beschäftigte aber Frau von Guébriant lebhaft der Gedanke, wie es denn käme, daß die Dame anstatt sich durch die von ihr beim Einzuge gesprochenen Worte verletzt zu fühlen, nur Honig auf ihren Lippen führe. War das Verstellung und List, war es Würde und Stolz? Geboten es Ehre und Pflicht, nicht verletzt sein zu wollen, Conflicten auszuweichen in der immerhin schwierigen Stellung, welche der Gräfin Donhoff zugewiesen war?

Frau von Guébriant sollte nicht lange im Unsichern bleiben, denn nachdem Gräfin Donhoff sich entfernt hatte und die erwarteten Herren eintraten, war es der Gemahl der ersten Ehrendame, Graf Donhoff selbst, welcher nach den einleitenden Höflichkeitsworten für die hohe Auszeichnung dankte, die seiner Frau bei dem Einzuge zu Theil geworden sei. Frau von Guébriant habe sich, obwohl ihre Würde sie davon enthebe, die Niemand mehr anzuerkennen bereit sei als er selbst, seiner Gemahlin, der ersten Ehrendame der Königin, förmlich untergeordnet, habe die Etiquette, wie sie einmal — fügte der Graf Donhoff mit einem Achselzucken entschuldigend hinzu — am polnischen Hofe ein-

geführt sei, gebilligt und anerkannt, indem sie nicht nur der freundlichen Bitte seiner Gemahlin nachgekommen sei, sondern dies auch mit jener vollendeten Liebenswürdigkeit gethan habe, in der die vornehmen französischen Damen Muster für die ganze Welt seien, Muster besonders für die Polen, welche stets dem leuchtenden Beispiele zu folgen sich beflissen hätten. Auf den Periodenbau des Grafen Donhoff rollten hie und da Thränenperlen seiner Augen. Er war gerührt und Frau von Guébriant schien es ebenfalls zu sein.

Herr von Sapieha meinte, es sei durchaus nicht galant und liebenswürdig von seinem verehrten Freunde, Grafen Donhoff, die Botschafterin aufzuregen, ihr Herz zu bewegen nach all' den Anstrengungen der Reise. Es sei vielmehr jetzt Zeit mit der Dame über Freudenfeste, Schauspiele, Empfänge, kurz über die Unterhaltungen zu sprechen, welche für die Königin zu veranstalten Seine Majestät ihn zu beauftragen geruht habe. Er erlaube sich, Frau von Guébriant zu bitten, ehestens Einsicht in seine Pläne und Projecte, in das Programm, welches er aufgestellt habe, zu nehmen, dasselbe bei gelegener Zeit der Königin vorzulegen und ihm dann Mittheilung zu machen, ob das Programm das Glück gehabt, den Beifall Ihrer Majestät und der Frau Botschafterin zu finden.

Frau von Guébriant dankte im Namen der Königin und meinte, Herr von Sapieha erweise ihr zu große Ehre. Sie sei eine einfache, ernste Frau, doch kenne sie sehr gut die Pflichten ihrer Stellung und werde mit Vergnügen den Festen, welche der Herr Vicekanzler mit seinem berühmten Geschmacke zu veranstalten gesonnen sei, beiwohnen.

Den Staatssecretär Herrn von Gebieski bat Frau von Guébriant, einen Tag und eine Stunde festzusetzen und, wenn es ihm gefällig sei, den Termin so nahe als möglich heranzurücken, um mit ihm einige Geschäfte zu besprechen, die, wie sie glaube, rasch zum guten Ziele geführt werden könnten.

Herr von Gebieski verneigte sich und bat um die Befehle der Frau Botschafterin, da er derselben jederzeit, zu jeder Stunde zu Diensten stehe.

Frau von Guébriant war förmlich erstaunt, daß Herr von Gebieski mehr Worte zu sprechen im Stande sei und der Mann der Devise auch ausgeführte Sätze vorzubringen vermöge.

Herr von Gebieski, der ihr ernst und ruhig in's Auge geschaut hatte, sagte, als er das Erstaunen der Botschafterin wahrnahm, lächelnd, soweit sich seine ernste Miene zu einem Lächeln herbeilassen konnte:

Schweigen, zu rechter Zeit, am rechten Orte aber sprechen!

Vortrefflich, Herr von Gebieski! sagte Frau von Guébriant, Sie sind ein Zauberer! Sie besitzen die Kunst, mir stets einen Auszug meiner Gedanken in wenigen Worten zu geben. Ich glaube, wie wir gleich denken, so werden wir auch gleich empfinden und handeln für Jene, welche wir lieben.

Herr von Gebieski verneigte sich zustimmend und empfahl und entfernte sich mit den anderen Herren.

Bevor sich Frau von Guébriant zum Könige begab, machte sie der Königin ihre Aufwartung. Sie fand die Fürstin ermüdet, fast erschöpft, aufgeregt und leidend. Frau von Guébriant mußte alle Hülfsmittel ihres Geistes aufrufen, um in der Königin wenigstens einen Funken von Hoffnung zu erwecken. Sie betonte: daß die Frau, am Hofe geboren und gewohnt in Hofkreisen zu leben, welche berufen worden war einen der schönsten Throne Europas zu theilen, die ohne allzugroße Illusionen sich nach dem fremden Lande begeben habe, mit der genauen Kenntniß der Verhältnisse ausgerüstet; welche durch die erhaltenen Schilderungen vorbereitet gewesen, was und wen sie finden sollte, die sich entschlossen habe, Polens Königin zu werden, nun Alles aufbieten müsse, auch Königin zu bleiben. Fassung,

Selbstbeherrschung wären das beste Mittel. Die Königin solle jede Empfindlichkeit unterdrücken und abwarten. Sie selbst, Frau von Guébriant, habe nicht einen Augenblick lang die Gewißheit verloren, daß Alles, trotz des Vorgefallenen, sich beilegen, ordnen und dem vollen Erfolge zuführen lasse. Die Physiognomie der Umgebung des Königs: die Herren und Damen, welche sie gesprochen, die Haltung der Hofleute, ihre Mienen, ihr Augenspiel, all das lasse mit Gewißheit annehmen, daß das Uebel nicht unheilbar sei. Die Königin solle sich überzeugt halten, daß Frau von Guébriant Alles aufbieten werde, um ihr die schwere Aufgabe zu erleichtern. Sie wolle ihr den Pfad ebnen, ihr zur Seite stehen. Sie selbst habe Muth und nichts könnte ihr denselben nehmen, ausgenommen die Verzweiflung der Königin, der Frau, für deren Glück zu arbeiten ihr größter Stolz, ihre größte Freude sein werde. Der Ausblick auf einen Königsthron habe sich jetzt in die Gewißheit, denselben ihr rechtmäßiges Besitzthum zu nennen, verwandelt. Königin zu sein, zu herrschen, vom Throne herab alle Segnungen, die ein großes Herz und ein feiner Geist der Königin eingeben, wie aus einem Füllhorn über das ganze Land hernieder sinken zu lassen, seien Aufgaben, um deren Willen man einige Unannehmlichkeiten, selbst Leiden und Qualen

peinlichster Art, ertragen könne, wenn Aussicht vorhanden sei, daß ihr Ende bevorstehe. Dieses wäre vielleicht näher, als man in bangen Stunden anzunehmen Willens sei. Emporgerichtet, aufrecht, die Gegenwart fest im Auge, und gleich fest die Zukunft mit ihrem schönen Ziele, das sei die Haltung, welche zu gewinnen sie die Königin ehrfurchtsvoll bitte.

Denken Sie wirklich, wie Sie sprechen? sagte die Königin. Ich fürchte, Sie gleichen den Aerzten, welche den Sterbenden noch Hoffnung einflößen!

Ich denke und empfinde wirklich so, Majestät, glauben Sie es mir.

Sie sagen und ich glaube es. Allein unsere Lage ist sehr verschieden. Ich kann nichts thun, als leiden, stille halten und die Geschosse wie ein Ziel auffangen, das sich nicht bewegen darf, nicht zucken, nicht wanken, wie viele Pfeile auch gegen dasselbe abgesendet werden. Es ist sonst nicht meine Art, stille zu halten, mich nicht zu vertheidigen, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ich bin kampflustig, wie jede Frau, in ihrer Art, auf ihrem eigenen Boden; sehe aber ein, daß ich jetzt nicht handeln, nicht einmal sprechen darf. Wo sollte ich es auch und mit wem? Man hört mich nicht, man sieht mich nicht, weiß ich doch

nicht einmal, ob ich den König wiedersehen, ob ich Gelegenheit haben werde, ihm gegenüber auszusprechen, was meinen Kopf beschäftigt, was mein Herz bewegt. Was sinnt er, was hat er vor? Droht wirklich das Schrecklichste? Hat er die Absicht, die Ehe ungültig erklären zu lassen? Sie sehen, Frau von Guébriant, daß es leichter ist, Trost zuzusprechen, Haltung zu empfehlen, als Haltung zu gewinnen, wenn man die Haltlosigkeit der Verhältnisse, wie jene, in welche ich gerathen bin, erkannt. Sie haben schweres Spiel, Frau von Guébriant, das ist wahr, aber es ist eine leichte Rolle, im Vergleiche mit jener, die mir das Schicksal zugetheilt hat. Ich muß harren, unthätig, geduldig sitzen und abwarten, welche Entschüsse Andere fassen, was sie thun, was meine Freunde für mich beginnen, wie sie mich unterstützen, wie sie die Situation führen und lösen werden. Meine Freunde! Wie viele zähle ich und welche? Sie sind meine einzige Freundin! Sie sind mir Alles, Frau von Guébriant. Sie haben es leicht, Sie können sich bewegen, handeln, die Geschicke leiten, Einfluß auf Personen und Verhältnisse nehmen, rastlos thätig sein, in fortwährender Bewegung. Das ist viel und meine Situation kennen Sie! Sie ist nicht tröstlich, nicht angenehm, das müssen Sie doch selbst zugeben, Frau von Guébriant.

Ich gebe es zu, ich weiß, daß Ihre Lage die schwierigere, dafür ist aber auch der Preis, den Sie erreichen, ein großer, ein schöner und edler. Herr von Sapieha hat mir ein Programm übergeben, welches die Feste, Schauspiele und Empfänge feststellen soll, die er aus Anlaß Ihrer Vermählung zu veranstalten vom Könige den Auftrag erhalten hat. Sie sehen, Majestät, daß nicht Alles verloren ist. Ein König, der daran denkt, daß man seiner Gemahlin Ehren erweise und Feste gebe, kann ja nicht darauf sinnen, sich von ihr kurz nach der kirchlichen Ceremonie zu trennen, die Ehe für null und nichtig anzusehen und als solche erklären zu lassen. Wer so Schreckliches vorhat, wem ein Leichenzug vorschwebt, das Begräbniß alles dessen, nach dem er selbst gestrebt, das er selbst verlangt, der veranstaltet keine Freudenfeste und läßt sie nicht veranstalten an seinem Hofe. Bereiten wir uns für die Feste vor! Warten wir ab; vielleicht sind die Fest-Rosen, welche um uns gewunden werden, zierlich leichte Verbindungen, berufen, sich vom Könige zu Ihnen und von Ihnen zum Könige zu schlingen, Sie einander näher zu bringen!

Sie können noch mit Gedanken und Worten spielen, Frau Marschallin! Sie können lächeln, Ihren Frohsinn beibehalten!

Majestät, ich kann auch traurig sein und weinen. Ich habe es Jahre lang, wie Sie wissen, gethan, allein mit meinem Schmerze, fern von der Welt. Einen Gatten, mit dem man Jahre lang in innigster Liebe vereint war, durch den Tod zu verlieren, ist trostloser, als einen widerspenstigen Gatten, der lebt, an sich heranzuziehen. Und Sie werden ihn an sich ziehen und fesseln, das ist meine innigste Ueberzeugung. Eine der liebenswürdigsten Damen Frankreichs sollte das nicht im Stande sein? Vergessen Sie nicht, wir sind in Polen, in dem Lande, wo die Pracht allerhand anziehende Formen angenommen hat, und der Reichthum es liebt, verschwenderisch aufzutreten: in dem Lande, wo Pelzschmuck kostbarster Art zur gewöhnlichen Zierde geworden ist. Das Land der Pracht und Galanterie hat aber das wilde Thier, welches in zahlreicher Menge seine weiten dunklen Forste erfüllt, noch immer zum Mitbewohner. Der Edelmarder ist ein Raubthier und selbst gezähmt zeigt er noch hie und da seine Zähne. Die Länder, in welchen das Pelzwerk die gewöhnliche Tracht bildet, haben die Eigenthümlichkeit, daß die Menschen, und wären es auch hochgestellte, mit dem Pelzwerk des wilden Thieres selbst ein wenig Wildheit gewinnen. Aus den weißen Spitzen der Pelzverbrä-

mung scheint sich ein feines Gift in den Körper, in den Kopf, in das Herz zu ziehen. Wild macht wild! Nun, unsere Aufgabe ist, zu zähmen, und wir wollen sehen, wie die Jagd und Zähmung ausfallen wird.

IX.

Während Frau von Guébriant sich mit der Königin unterhielt, wurde der französische Botschafter Herr von Brégy von dem Könige in Privataudienz empfangen. Der König, welchem der Streit um den Vortritt, den Herr von Brégy während der Reise hervorgerufen hatte, bekannt war, da man ihm darüber berichtet hatte, rechnete darauf, daß der französische Gesandte, von Unmuth hingerissen, zu Mittheilungen über allfällige Schwächen der bevorzugten Frau geneigt sein werde. Er empfing deshalb Herrn von Brégy, als dieser angesagt wurde, und sprach sein Bedauern darüber aus, daß dem Gesandten während der Reise die polnischen Herren Anlaß zur Beschwerde gegeben hatten. Er brachte das Gespräch auf Frau von Guébriant und fragte nebenher, aus welcher Schule die außerordentliche Botschafterin wäre, ob sie denn eigentlich eine wirkliche Diplomatin sei, ob sie von dieser hohen Kunst, für welche der König so große Hochachtung empfinde

und deren ausgezeichneter Repräsentant Herr von Brégy wäre, irgend eine genauere Kenntniß besitze?

Eine Dilettantin, Majestät, ist Frau von Guébriant, nichts anderes! Eine Frau von einigem Geist und persönlichem Muth, der man sogar militärische Kenntnisse und Fähigkeiten zuspricht. Ich bin kein Soldat, ich verstehe nichts von Strategie und Taktik, von Festungsbau und Belagerungskunst, ich habe also darüber kein Urtheil. Auch steht es mir nicht zu und ich wäre der Letzte, irgend etwas gegen meine Landsmännin, gegen die von Seiner Majestät zur außerordentlichen Botschafterin gewählte Dame zu sagen. Im Gegentheil, ich bin bereit, trotzdem ich empfindlich gekränkt wurde, verletzt in meinem gerechten Selbstbewußtsein, zurückgesetzt in meinen gerechten Anforderungen, Frau von Guébriant auf dem fremden Boden, den sie gestern betreten hat, mit allen Kräften zu unterstützen und ihr meine Erfahrung und meine Kenntnisse anzubieten. Ich kenne meine Pflicht, ich werde sie erfüllen, und wenn Frau von Guébriant von meinen Diensten Gebrauch macht, wenn sie begreift, daß sie einigen Werth darauf zu legen Ursache hat, so wird mich das sehr freuen. Das hindert mich aber nicht, der Wahrheit gemäß zu sagen, daß Frau von Guébriant in der Politik, in der Diplomatie eine

Dilettantin ist. Sie kennt nicht die Formen der Geschäfte, ohne welche keine Angelegenheit gedeihlich geführt werden kann, am wenigsten die Diplomatie, bei der auf die feine Form Alles ankommt. Was ist die Diplomatie? Die Diplomatie ist die Kunst zu gewinnen. Man gewinnt aber nur durch die feine Form, die wohlerwogene, wohlüberlegte Form. Der Inhalt dessen, was man mitzutheilen hat, ist nicht immer angenehm, in den meisten Fällen sogar recht unangenehm, da die Interessen der Fürsten und Völker oft einander entgegengesetzt sind. Da hat der Diplomat das Unangenehme in die annehmbar feine Form zu kleiden. Der Diplomatie fällt die Aufgabe zu, Zwistigkeiten zu ordnen, feindliche Interessen zu versöhnen, zu vermitteln, Gefahren vorzubeugen, ausgebrochene Streitigkeiten zu schlichten und selbst, wenn das Entsetzlichste, das die Diplomatie jedes Einflusses beraubt, der Krieg, ausgebrochen ist, dann ist sie die Erste, die Hand zum Frieden zu reichen, das versöhnende Wort zu sprechen, die Form für den Frieden zu finden. Oh, ich weiß sehr wohl, daß die Soldaten, die Helden, uns gering achten, daß sie über uns spotten, daß sie uns, wenn der Krieg losbricht, fernzuhalten sich bemühen, bis auf bessere Zeiten! Jawohl, bessere Zeiten und mit ihnen kommt die bessere Einsicht! Wer ist der

erste Mann, den man ruft, wenn das Schwert müde in die Scheide gesteckt wird, nachdem Blut bis zum Ueberdruß geflossen ist und die Opfer des Kampfes das Schlachtfeld bedecken? Der Diplomat! Er muß dann eintreten, helfen, Alles und zwar Alles allein machen.

Ausgezeichnet, Herr von Brégy! Doch lassen Sie uns gerecht sein! Jeder Stand hat seine Vorzüge, jedes Metier seine Vortheile, und diese müssen gelernt werden. Sie haben ganz recht, ehren wir den Soldaten, ehren wir hoch den Diplomaten. Aber die Kunst der Diplomatie ist vielfach, Herr von Brégy. Es giebt verschiedene Systeme, verschiedene Arten der Diplomatie. Was glauben Sie, wie wird Frau von Guébriant beginnen, wie wird sie versuchen, sich zu stellen? Welches System wird sie anwenden?

Majestät, ich glaube, das ist nicht unschwer zu sagen, und ich bin überzeugt, daß Eure Majestät nach den ersten Worten, die Sie mit Frau von Guébriant gewechselt, erkennen dürften, in welcher Manier die außerordentliche Botschafterin die Geschäfte zu führen gedenkt. Ich habe zwar keinen Meinungsaustausch mit ihr gepflogen, denn ich dachte mir den Gang der Begebenheiten anders. Ich war der Ansicht, daß der Natur der Sache gemäß die Führung der Geschäfte mir allein überlassen bleiben würde, während sich Frau

von Guébriant der immerhin lohnenden Aufgabe der Repräsentation an der Seite der Königin widmen dürfte. An der Seite des Mannes der Geschäfte, an meiner Seite und mit mir in Uebereinstimmung und Einklang, hätte die Dame Ihren Majestäten die besten Dienste geleistet. Indessen es ist anders gekommen und ich bin eingeschränkt auf jene Sphäre, welche Eure Majestät mir einzuräumen gesonnen sind.

Seien Sie überzeugt Herr von Brégy, daß ich erfreut sein werde, recht oft und in allen schwierigen Fällen von Ihren mir so freundlich angebotenen Diensten Gebrauch zu machen. Sie werden aber begreifen, daß ich mich den klar und deutlich ausgesprochenen Wünschen Ihres Königs, der den Wirkungskreis der Frau von Guébriant in den Accreditiven genau und bestimmt hervorgehoben hat, nicht widersetzen darf. Wie lange wird Frau von Guébriant hier bleiben? Sie ist ja nur in außerordentlicher Mission an mich gesendet. Sie wird wohl bald Warschau verlassen und ich werde Sie dann allein an meiner Seite haben. Daß die Majestät von Frankreich meinen unwiderruflichen Entschluß nicht übel vermerken und die Gründe, die ernsten und unwiderleglichen Gründe voll würdigen möge, die mich zu solcher Handlungsweise bestimmt haben und bestimmen werden, darin können Sie mich

recht wirksam unterstützen. Ich möchte nämlich, daß die Unterhandlungen, welche ich mit Frau Guébriant zu führen habe, sich nicht allzu sehr in die Länge ziehen. Ich liebe rasche Abwickelung von Angelegenheiten, besonders, wenn sie heikler Natur sind. Darum liegt mir viel daran, zu erfahren, welche Methode Frau von Guébriant befolgen wird.

Ich glaube bereits Eurer Majestät gesagt zu haben, daß Frau von Guébriant meines Wissens methodisch vorzugehen nicht befähigt sein dürfte. Sie ist Dilettantin und wird die Geschäfte von Männern führen — als Frau!

Als Frau! sagte der König. Das ist eben das Gefährliche!

Majestät erlauben mir die Bemerkung, daß ich die Methode der Frauen nicht für allzu gefährlich halte. Frauen sprechen viel, sie sprechen aber selten wahr. Das wird auch Frau von Guébriant thun. Davon bin ich überzeugt. Sie wird sich vor Allem bemühen, nicht errathen zu werden. Sie wird also in Allem das Gegentheil dessen sagen, was sie denkt, und was sie zu thun vorhat. Sie wird glauben, nicht errathen werden zu können, wenn sie sich verbirgt, wenn sie Versteckes spielt. Sie wird mit Grazie unwahr sein.

Ich glaube, daß Sie Recht haben, Herr von Brégy.

Frauen verstellen sich, Frauen lügen und es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine Frau, wenn sie als Diplomatin auftritt, diese ihre natürlichen Waffen zu stärken sucht und sich ein System daraus gestaltet. Ich habe sogar männliche Diplomaten gekannt, welche auf demselben Wege vorgegangen sind. Das Ueberlisten des Gegners ist ja eine der Hauptaufgaben der Diplomatie immer gewesen. Nun wir werden sehen. Vorläufig danke ich Ihnen, Herr von Brégy, für Ihr liebenswürdiges und conciliantes Benehmen während der Reise und auch hier am Hofe. Ich danke, daß Sie Ihren gerechten Unmuth zu unterdrücken versuchten und auch nicht mit einer Miene die — Freuden der Hochzeit, die ich mir übrigens, aufrichtig gesagt, anders vorgestellt habe, zu trüben versuchten.

Lächelnd gab der König, welcher Herrn von Brégy im Lehnstuhle sitzend empfangen hatte, das Zeichen, daß der Gesandte entlassen sei und rief ihm noch beim Abschiede zu: Ihre Worte haben mich sichtlich gestärkt, Herr von Brégy! Ich bin sehr unwohl, ich bin krank und ich fürchte, daß ich einige Zeit hindurch nicht das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen. Die Aerzte haben mir streng verboten, mich aufzuregen; sie haben mir nur gestattet, die nöthigsten Besuche zu empfangen, die nöthigsten Geschäfte zu vollziehen. Auf Wiedersehen

also, Herr von Brégy, wenn es mir gestattet sein wird! Leben Sie wohl, erfreuen Sie sich Ihrer kräftigen Gesundheit! Ich bin sehr krank.

Als Herr von Brégy das Schlafzimmer des Königs verlassen hatte, erschien der diensthuende Kammerherr, Herr von Remski, ein schöner junger blonder Mann, mit einem Gesichte wie Milch und Blut, elegant in der Bewegung, stets ein freundliches, gewinnendes Lächeln um den Mund, während die blauen Augen in Heiterkeit strahlten. Es lag etwas unendlich Einschmeichelndes, die Frauen und selbst Männer Gewinnendes, in seinem Wesen. Er war so recht der polnische, schmeichelnde und sich einschmeichelnde Edelmann.

Ich habe Eurer Majestät zu melden, daß Frau von Guébriant in kürzester Zeit erscheinen wird.

Schon da, sagte der König, schon da? Der Gimpel von Brégy hat mich ermüdet, gelangweilt. Ein lächerlicher, ungeschickter Mensch voll Dünkel. Aufdringlich und auch ein kleinwenig verrätherisch, gegen seine eigenen Landsleute! Pfui, ich hasse das. Wie konnte man mir einen solchen Menschen als Gesandten schicken! Ah, Frau von Guébriant naht, der Feind in Gestalt einer Frau! Und einer Frau von dem leichtlebigen französischen Hofe, der uns ja mit einer seiner glän-

zendsten Zierden erfreute! Wir sind ihm außerordentlich dankbar dafür! Wie soll ich übrigens Frau von Guébriant empfangen? Ich bin krank, muß also zu Bette. Sie soll mich auf dem Krankenlager finden. Warum darf der König von Polen nicht eine Dame an seinem Krankenbette empfangen? Die Könige von Frankreich haben es gethan, wir wollen einmal französisch sein und die Schicklichkeit einigermaßen hintansetzen. Wohlan denn, helfen Sie mir, lieber Remski. Frau von Guébriant soll übrigens finden, daß der König von Polen die Schicklichkeit zu achten versteht. Ich lege mich auf mein Lager wie ich bin, angekleidet. Werfen Sie das Leopardenfell über meine Füße, so, und nun lassen Sie Frau von Guébriant eintreten.

Sie ist mit ihrer ganzen Begleitung erschienen und wollte Eurer Majestät dieselben vorstellen.

Bitte, lieber Remski, sagen Sie ihr, daß ich nur sie allein empfangen kann, und mir das Vergnügen vorbehalte, die Damen und Herren ihres Gefolges ein anderes Mal kennen zu lernen. Ich betrachte ihren heutigen Besuch nicht als offiziellen Empfang und lasse Frau von Guébriant bitten, wenn sie mir die Ehre ihres Besuches geben will, sie nur in Privataudienz empfangen zu dürfen.

X.

Das Gefolge der französischen Botschafterin und die Herren und Damen des polnischen Hofes füllten die Vorzimmer und Empfangssäle der großen königlichen Appartements. Die Hofleute waren, theils um ihren Dienst zu versehen, theils Nachricht über das Befinden des Königs zu erhalten, gekommen. Es herrschte reges Leben in den Sälen. Die polnischen Cavaliere und Damen boten ihre, nur durch die Reserve, welche die gespannte Situation ihnen vorzuschreiben schien, etwas abgedämpfte Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit auf, mit den Damen und Herren des Gefolges der Frau von Guébriant Bekanntschaft zu machen und sie zu unterhalten. Bléranval und Remski stellten die Damen und Herren beider Nationen einander vor. Remski bemühte sich angelegentlich um Fräulein Louise von Guébriant, was auf der Stirn des Herrn von Bléranval ein kleines Wölkchen Besorgniß hervorrief und ihn veranlaßte, nicht von der Seite

des Fräuleins zu weichen. Man besprach die Erlebnisse der Reise. Die Herren und Damen, deren Besitzungen in den entfernteren Provinzen lagen, erkundigten sich, wie es der Königin dort und da gefallen habe. Man sprach über die in Warschau bevorstehenden Festlichkeiten, Bälle, Gelage und Schauspiele, welche, wie die Herrn des polnischen Hofes versicherten, den Glanz noch weit überbieten würden, welchen die französischen Herrschaften während ihrer Reise gesehen.

Nachdem Frau von Guébriant an Jeden der ihr Vorgestellten einige freundliche, liebenswürdige Worte gerichtet, befragte sie durch einen Blick Herrn von Remski, ob der Moment gekommen sei, dem Könige ihre Aufwartung zu machen, was dieser mit einem Kopfnicken bejahte. Frau von Guébriant verbeugte sich gegen die Gesellschaft und schritt durch den Vorsaal, welcher die Räume von den inneren Gemächern des Königs trennte. Die Garden, Officiere und Diener, welche bis zum Schlafzimmer des Königs Spalier bildeten, standen wie eine Mauer. Die Thüren wurden geöffnet, und Frau von Guébriant, sich tief verbeugend, befand sich vor dem Könige.

Dieser war kurz vorher vom Bette aufgesprungen. Er richtete seine halb gedeckten blaßblauen Augen, welche jedoch von Zeit zu Zeit aus den langgeschlitzten Augen-

lidern lebhaft und scharf aufzuschauen vermochten, forschend auf Frau von Guébriant und erhob sich nicht von seinem Fauteuil. Die Gestalt des nicht großen, schmächtigen Mannes, dessen ein ziemlich langes Oval bildenden Kopf glattes, bis zur Schulter herabfallendes mattblondes Haar umgab, ruhte, in sich zusammengezogen, in dem großen Stuhle. Der König machte den Eindruck, als ob er kauernd und lauernd zum Sprunge, mindestens zur Abwehr, zur Vertheidigung, bereit sei. Er war zum Kampfe vorbereitet.

Bevor Frau von Guébriant das Wort an ihn richten konnte, rief er ihr entgegen:

Verzeihung, Madame, wenn ich Sie nicht mit den Ihnen gebührenden Ehren empfangen ließ. Selbst die Pflicht mußte dem Gebote meines leidenden Zustandes weichen. Ich bin krank, Madame, Sie haben es gehört, Sie sehen es. Der Arzt hat mir sogar geboten, das Bett nicht zu verlassen und ich habe es erst vor einigen Augenblicken gethan, gegen die Vorschriften meines ärztlichen Tyrannen. Mein guter Wille sollte Ihnen wenigstens hierin zeigen, daß nur mein Körper unfähig ist, zu all den äußeren Beweisen der Hochachtung, die ich für Sie empfinde.

Sire, ich betrachte es als die größte Auszeichnung,

daß Sie mir heute trotz Ihrer Krankheit erlauben, vor Ihnen zu erscheinen.

Man hat Ihnen doch gesagt, Frau Botschafterin, daß ich Sie gebeten habe, Sie mögen unsere heutige Unterredung nur als eine freundschaftliche, vertrauliche betrachten?

Sire, Sie beglücken mich, indem Sie ihr diesen Charakter beizulegen geruhen. Daß Sie der Unterredung den Charakter der Freundlichkeit zu geben und zu erhalten wünschen, ist mehr, als ich zu erwarten berechtigt war. Eure Majestät werden mir also gestatten die Erörterung der Lage, die ich vorgefunden und unter der Eure Majestät ebenso wie wir Alle leiden, nicht aufzuschieben.

Um einen Aufschub wollte ich eben bitten! sagte der König.

Ich bedaure unendlich, Sire, Ihre gnädige Zustimmung zu meinem Vorhaben nochmals einholen zu müssen. Ich kann und darf nicht säumen in der Erfüllung meiner Pflicht. Ich bin vor Eurer Majestät auf Befehl des Königs von Frankreich und der Königin-Regentin erschienen, um den Thron und die Interessen Frankreichs und das Wohl und Glück der Königin, Ihrer Gemahlin, bis zu dem Zeitpunkte zu vertreten, wo Eure Majestät in Gnaden es auszusprechen geruhen

werden: Sie haben Ihre Pflicht erfüllt, Ihre Aufgabe ist beendet, und jetzt wo Sie von mir Abschied nehmen, sage ich: ich bin mit Ihnen zufrieden.

Ich bin überzeugt, Frau Botschafterin, daß ich Ihnen beim Scheiden nur Rühmenswerthes und Erfreuliches über die Führung der Geschäfte durch Sie zu sagen haben werde. Es freut mich heute schon bei Ihnen den guten Willen, freundlich und gedeihlich zu wirken, wahrzunehmen.

Daran soll es nie fehlen. Erlauben Eure Majestät, daß ich sogleich den ersten Beweis davon gebe. Die Ehre, Frankreich bei Eurer Majestät zu vertreten, legt mir die Pflicht auf, in aller Ehrfurcht die Frage zu stellen, was Eure Majestät zunächst zu thun gedenken und ob die peinliche Situation, welche gestern in der Kirche begonnen hat und bis zu dem jetzigen Augenblicke fortwährt, noch länger dauern soll?

Oh, Frau Botschafterin gehen rasch vorwärts, Sie springen unverzagt mitten in die Thatsachen hinein.

Sire, es giebt Verhältnisse, die eine rasche Lösung erfordern, soll diese eine glückliche werden. Eine Erörterung peinlicher Gedanken und Empfindungen darf nicht hinausgeschoben werden, sonst dringt der leider eingedrückte Stachel noch tiefer ein!

Oh, Frau Marschallin, Sie sagen, daß Sie ver-

wundet worden sind, daß Sie leiden? Darf ich bitten mir zu sagen, wer Sie verwundet, wer Ihnen Schmerz bereitete? Als ich Sie, Frau Botschafterin, bitten ließ, den heutigen Empfang ohne große Ceremonie vollziehen lassen zu dürfen, unsere Unterredung freundschaftlich zu führen, war es nicht meine Absicht, diesen Charakter unserer Unterhaltung durch die peinliche Erörterung des Kernpunktes unserer Lage zu trüben. Daß eine solche nöthig sei, gebe ich zu; allein warum die Ruhe und Erholung, deren auch Sie, Frau Marschallin, bedürfen werden, gleich in den ersten Stunden unterbrechen, sich all' den Aufregungen aussetzen, welche eine derartige Auseinandersetzung für uns Beide haben muß? Ich dachte, wir sollten einander erst kennen lernen, ein freundliches, zwangloses Gespräch über entfernt liegende Gegenstände führen, uns prüfen, ausforschen? Sie sind ja Diplomatin, ich nahm an, Sie würden von den Formen Ihrer Kunst nicht abweichen?

Verzeihen Sie, Sire, ich habe die Ehre Frankreich zu vertreten, und Eurer Majestät im Namen des Königs von Frankreich und der Königin-Regentin nochmals mit aller Ehrfurcht, aber auch aller Bestimmtheit meinerseits zu sagen: geruhen Eure Majestät mir die Gründe anzugeben, warum Sie die Königin von Polen, Ihre angetraute Gemahlin, die Prinzessin des französischen

Hofes, um deren Hand Sie angelegentlich geworben und welche Ihnen freundlichst von dem Könige und der Regentin-Mutter zugesagt wurde, warum Sie die Königin, welche die monatlange, beschwerliche Reise von Frankreich nach Polen unternommen, in dem Augenblicke, wo sie Ihnen huldigte, verletzt und beleidigt haben; warum Sie der Königin, Ihrer Gemahlin, fortan mit Kälte und mit bitterem Hohne begegnet sind; warum Sie kein Wort im Verlaufe der Stunden, die der Begrüßung folgten, an Ihre Majestät gerichtet haben, und warum Sie sich endlich ganz entgegen aller Courtoisie und aller Gepflogenheit, in dem Augenblicke, wo Ihre Majestät die Königin von Polen ihre Gemächer betrat, an der Schwelle derselben von ihr getrennt haben? Verzeihen Sie, Sire, so behandelt kein Mann seine Frau, kein König die Königin

Die Prinzessin von Gonzaga ist in Wirklichkei. nicht meine Frau, nicht Königin von Polen und wenn sie es zu sein glaubt, wird sie nicht lange in diesem Wahne bleiben, sagte der König gereizt, sich halb aufrichtend.

Ich danke Sire, das ist offen und klar.

Ich glaube, Frau Botschafterin, Ihre Anfrage hat eine offene Antwort bezweckt. Sie waren so klar, daß

ich Ihnen nur mit derselben Ungeschminktheit antworten konnte!

Verzeihen Sire, ich glaube nicht den Respect, den ich Eurer Majestät schulde, verletzt zu haben. Die Verletzung und Beleidigung ist von Ihnen ausgegangen, hart und schneidend in der That und im Worte. Meine Pflicht ist es nun, nachdem ich weiß, wie Eure Majestät gesinnt sind, zu bitten: Frankreich Genugthuung zu geben für die angethane Beleidigung.

Oh, Frau Botschafterin, Sie eilen auf Sturmesflügeln.

Ich glaube, daß man mich beschuldigen wird, nicht rasch genug vorwärts gegangen zu sein. Ich hätte sogleich, in dem Augenblicke, wo die Beleidigung erfolgte, Genugthuung verlangen sollen. Man wird es mir kaum in Frankreich verzeihen, daß ich nicht in der Kirche, nach den höhnenden Worten Eurer Majestät, die Sie an Herrn von Brégy richteten und die alle Nahestehenden gehört, Ihrer Majestät der Königin von Polen, Ihrer Gemahlin, den Rath gegeben habe, Warschau zu verlassen und die Rückreise nach Frankreich anzutreten. Eure Majestät begreifen, warum ich nicht so gehandelt, und ich glaube, daß es in Ihrem eigenen Interesse, zu Ihrem eigenen Glücke geschehen

ist, nicht aus Rücksicht für uns, nicht um unsererseits einen Skandal zu vermeiden.

Ich muß Ihnen vielleicht noch sehr dankbar sein, Frau Botschafterin? Also Sie verlangen Genugthuung? In welcher Form und innerhalb welcher Frist? Wollen Sie vielleicht die Güte haben, mir ein Ultimatum zu stellen?

Wenn Eure Majestät gestatten, werde ich für übermorgen um diese Zeit eine Unterredung erbitten, um die Entschlüsse Ihrer Majestät entgegenzunehmen.

Nun, wenn ich Ihnen dann sagen werde, was ich Ihnen heute schon sagen kann: daß mein Entschluß feststeht, daß die Prinzessin nicht meine Frau wird, daß die Ehe ungültig erklärt werden soll und ungültig erklärt werden wird, was werden Sie dann thun, Frau Botschafterin?

Abreisen und es Eurer Majestät überlassen, die Folgen Ihrer Handlungsweise zu tragen.

Welcher Art werden die Folgen sein?

Darüber habe ich nicht zu bestimmen; allein, wenn Eure Majestät es wünschen, werde ich Ihnen sagen, was ich dem Könige und der Königin-Regentin von Frankreich zu thun rathen werde — ich kann Eure Majestät versichern, daß ich hierin des Beistandes des Cardinals Mazarin vollständig sicher bin — ich werde

rathen: für den Schimpf und die Schande, die Frankreich angethan worden sind, mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu verlangen.

Die Frau Marschallin werden einen Zug nach Polen etwa auf demselben Wege, den Sie zurückgelegt haben, predigen? Einen Kreuzzug gegen den König, der von einer Gemahlin nichts wissen will, deren Lebenswandel ihn für immer von ihr trennt?

Ich werde umsomehr rathen, bis zum Aeußersten zu gehen, als Eure Majestät all' die Freundlichkeiten, die Sie der Königin erwiesen, durch Ihr letztes Wort noch gekrönt haben. Ich kenne recht gut die Schwierigkeiten, welche sich dem Zuge eines französischen Heeres nach Polen entgegen zu stellen scheinen. Allein es giebt einen weniger hindernißvollen Weg, um nach Polen zu gelangen, wenn es Frankreich beliebt, seine Flotte auszusenden.

Ah, Sie wollen mich zu Lande und zur See bekriegen! Frau Marschallin, sind vielleicht gesonnen, sich selbst an die Spitze einer Armee zu stellen, das Commando der Flotte zu übernehmen. Ich bewundere Sie!

Bevor dies geschieht, Majestät, liegt es noch in den Händen des Königs und der Königin-Regentin, wie der französischen Diplomatie, andere Mittel zu versuchen, um von Eurer Majestät hinreichende Genug-

thuung zu erlangen. Das Urtheil des großen Schiedsgerichtes der Könige und Königinnen, der Prinzen und Prinzessinnen der europäischen Höfe über Eure Majestät, ein zwar nicht in aller Form eingesetztes Schiedsgericht, welches aber nichtsdestoweniger mit dem moralischen Gewichte, das ihm innewohnen wird, geeignet ist, von Eurer Majestät wohl beachtet zu werden, wird sich laut und weithin aussprechen. Wir werden es ferner nicht unterlassen, eine von dem Machtbewußtsein Frankreichs erfüllte Botschaft an Eure Majestät abzusenden, an deren Spitze der erste Feldherr Frankreichs gestellt werden wird; kurz, wir werden kein Mittel unversucht lassen, um zum Ziele zu gelangen. Wenn aber alle Mittel erschöpft sind, werden wir zum Aeußersten schreiten. Das habe ich die Ehre Eurer Majestät im Namen des Königs und der Königin-Regentin von Frankreich zu sagen und zugleich die Versicherung zu ertheilen, daß jeder Franzose mit Enthusiasmus dem Feldzuge zujauchzen wird, der, um die Ehre unseres Vaterlandes hoch zu halten, geführt werden müßte!

Frau Marschallin, ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben in einigen Tagen diese Unterredung mit Ihnen und zwar wie ich hoffe, von beiden Seiten in einem freundlicheren und ruhigeren Tone wieder aufzunehmen. Ich muß daran festhalten, daß unsere heutige

Unterredung keinen officiellen Charakter hatte. Sie wissen Frau Marschallin, daß ich Sie ersucht habe: Ihren Besuch einem kranken Manne abzustatten. Sie sehen Frau von Guébriant, ich bin leidend, ich bin krank! Haben Sie die Güte, dies Ihrem Hofe zu berichten. Nehmen Sie aber vertraulich die Versicherung entgegen: daß mein Entschluß gefaßt ist, und daß ich von demselben nicht abgehen werde. Ich hoffe zugleich, daß Sie mir beistehen werden, denselben mit all' der Rücksicht und Höflichkeit ausführen zu können, die ich Frankreich, seinem Könige, der Königin-Regentin und in nicht geringem Grade Ihnen Frau Botschafterin schuldig bin. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen sogleich den Beweis meiner Verehrung gebe, indem ich Sie bitte: mir nach Beendigung dieser, von Ihnen denn doch, wie es scheint, officiell aufgefaßten Visite, eine ganz vertrauliche Unterredung zu gestatten. Es muß vieles von uns besprochen und erörtert werden unter vier Augen, mit dem gegenseitigen Versprechen, jede Mittheilung hierüber zu unterlassen. Ich ersuche die Frau Marschallin von Guébriant um diese Unterredung, die ich mit Ihnen, dem Vertreter Frankreichs in dieser Stunde, nicht weiter führen kann.

Während des letzten Theiles dieser Unterredung hatte der König seinen Blick auf den Gürtel der Frau

von Guébriant gerichtet, an welchem eine Uhr hing. Frau von Guébriant hatte dies bemerkt und sich schnell über den Gegenstand der Neugierde des Königs zu orientiren gesucht. Endlich sagte dieser:

Erlauben Sie mir, Frau Marschallin, daß ich Ihnen sage: die Uhr, welche Sie an Ihrem Gürtel tragen, finde ich reizend! Es ist ein allerliebstes Werk, von einer Art, die ich noch nie gesehen habe, sowohl in der Form, wie in der feinen, graziösen Gold- und Emailarbeit. Ich besitze viele seltene Uhren, aber keine solche.

Es ist eine mit dem Porträt meines unvergeßlichen Gatten gezierte Uhr, die ich von ihm zum Andenken erhalten habe. Erlauben Eure Majestät, daß ich auf Ihr letztes Wort zurückkomme. Ich werde, nachdem ich mein Gefolge verabschiedet, mit Vergnügen bereit sein, dem Auftrage Eurer Majestät nachzukommen und vor Ihnen erscheinen. Ich werde sogleich eine Depesche an den König und die Königin-Regentin von Frankreich aufsetzen lassen, welche die betrübende Nachricht von der Krankheit Eurer Majestät nach Paris melden soll, und den Befehl geben, daß ein Courier ungesäumt mit dieser Depesche die Reise nach Paris antrete.

Ich danke Ihnen, Frau Botschafterin, und ich ersehne den zweiten Theil unserer Unterredung, nach

welchem Sie mich hoffentlich freundlicher beurtheilen werden, als in diesem Augenblicke. Auf Wiedersehen, Frau Marschallin!

Frau von Guébriant verbeugte sich tief und verließ in derselben ruhigen Haltung des Körpers, in der sie erschienen und während der Unterredung ausgeharrt, das Zimmer.

XI.

König Ladislaus gab Befehl, daß der Staatssecretär Herr von Gebieski unverzüglich bei ihm erscheine. Dieser eilte herbei und wurde von dem Könige mit den Worten empfangen:

Ich hatte eine peinliche Unterredung mit der französischen Botschafterin, Frau von Guébriant. In der That, der Ruf hat nicht übertrieben. Das ist ja eine ganz eigenthümliche Frau! Sie hat mehr Energie und Willenskraft als wir Alle! Keine Widerrede, Herr von Gebieski, als wir Alle, Sie und ich nicht ausgenommen, von den Anderen gar nicht zu reden. Das ist keine Frau, das ist ein seltener Mann, oder was noch gefährlicher ist: Mann und Frau zugleich in einer Person, vereinte Qualitäten. Sie sprach wie der kühnste Herausforderer männlichen Geschlechts. Sie greift an, heftig, schneidig, dreht das Messer in unserem Innern um und wenn man erwidern will, muß man noch freundlich um Erlaubniß bitten, daß es

Einem gestattet sei, der Frau nur halbwegs ernst und würdig zu antworten. Uebrigens so klein, so schwach und widerstandsunfähig soll sie mich nicht finden, als sie vielleicht glaubt, daß ich es bin. Auch die Galanterie, die Rücksicht für eine Frau hat ihre Grenze und ich bin nahe an derselben angelangt gewesen während des Gespräches mit Frau von Guébriant. Die Frau hat mich interpellirt, angeklagt, beschuldigt, inquirirt und ich — ich habe es mir gefallen lassen. Nun, ich gestehe Ihnen, ich habe es mir fast gerne gefallen lassen, denn die Frau machte einen guten Eindruck auf mich. Ich liebe den Muth und mich freute die Herausforderung. Ich will mich mit der Dame messen, will sehen, ob ihr Wille stärker ist oder der meinige, will sehen, ob sie mich mit ihren geistigen Waffen in den Sand strecken wird. Die Unterredung hat mich aufgeweckt, aufgerüttelt, erfrischt. Mir war, als ob mein Geist spazieren ginge in frischer, freier Luft! Das stählt! Frau von Guébriant hat gedroht, hat die ganze französische Armee, die gesammte Flotte des Königreiches vor meinen Blicken sich aufstellen lassen. Nichts weniger als ein Zug der Armee nach Polen, eine Bewegung der Flotte gegen unsere Ufer, wurde mir freundlichst angekündigt, wenn ich die Heirath mit der Prinzessin, wie ich es vorhabe, für null und nich-

tig erklären lasse. Wir wollen sehen! Vorerst gilt es die Schritte kennen zu lernen, welche die Frau Marschallin auf ihrem Kriegszuge gegen mich zunächst unternehmen wird. Doch — ich hätte es bald vollständig vergessen! Sehen Sie nur, Herr von Gebieski, wie mich diese Frau für sich eingenommen hat. Wir Männer sind zu gut. Wir glauben immer, halten Alles für wahr, was man sagt. Man hat mir ja die diplomatische Taktik der Frau von Guébriant entschleiert, die Art ihres Vorgehens verrathen. Natürlich war es einer der Freunde der Frau von Guébriant!

Der große Diplomat, Herr von Brégy? fragte der Staatssecretär.

Der König nickte und fuhr fort:

Ihrer Taktik entsprechend würde Frau von Guébriant nichts von all' dem thun, womit sie gedroht hat. Nach diesem Systeme wäre all' der Muth, die ganze Energie dieser Dame Spiegelfechterei, ein künstlicher Muth, eine angenommene Waghalsigkeit. Das ist leicht möglich, sogar wahrscheinlich! Ohnmacht und Muthlosigkeit verschanzen sich gar oft hinter der Prahlerei. Sicherlich ist Frau von Guébriant gleich der Prinzessin verzagt, muthlos. Sie wissen nicht, was sie thun sollen. Sie verzweifeln an dem jungen

Glücke, das sie bei uns gesucht haben, sie wollen mich erschrecken, ängstigen, einschüchtern; versuchen, ob ich nachgebe, ob ich weich werde. Sie sollen sehen, daß ich sie durchschaue! — Aber gut gespielt hat Frau von Guébriant ihre Rolle. Hat sie keinen Muth, so versteht sie wenigstens alle Allüren desselben anzunehmen. Das war es eigentlich, was mir gefallen hat. Ja wohl, das war es! Eine gute Schauspielerin! Sie soll uns unterhalten, diese Frau von Guébriant. Drei Tage hat sie mir Bedenkzeit gegeben. Drei Tage sind viel. Bis dahin hat sie versprochen, nichts zu thun. Sie hat mich verstanden, ist auf meine Ideen eingegangen. Frau von Guébriant sagte zu, nach Paris zu berichten, daß ich krank sei; nichts anderes. Nun handelt es sich darum, Herr von Gebieski, zu erforschen, was Frau von Guébriant thun wird. Man hat mir gesagt, sie habe das System: das Gegentheil dessen anzukündigen, was zu unternehmen sie gesonnen sei. Nach diesem Systeme also wird sie berichten: daß ich nur den Kranken spiele und daß darin die Hoffnung liege, ich werde von meinen Entschlüssen, mich von der Königin zu trennen, abkommen. Sprechen Sie mit ihr, Herr von Gebieski. Berathen Sie sich anscheinend mit der Botschafterin. Sagen Sie ihr, Sie kämen, um ein Einverständniß zu erzielen, da auch Sie eine De-

pesche an unseren Gesandten in Paris richten müssen. Es wäre gut, wenn die beiden Depeschen, jene der Frau von Guébriant und Ihre an unseren Gesandten, übereinstimmten, die Ereignisse in derselben Art und Weise erzählt, und beide Berichte lauten würden: daß ich zurückgezogen von aller Welt mich auf dem Krankenlager befinde. Gehen Sie, Herr von Gebieski, handeln Sie, immer die Ehre und das Glück Ihres Königs, das Glück Polens im Auge!

Ich werde nicht unterlassen, stets in diesem Sinne zu wirken, Majestät! sagte der Staatssecretär und verließ den König.

Frau von Guébriant säumte nicht, vor Letzterem zu erscheinen. Er empfing sie ernst, aber höflich und bat sie, ihm gegenüber Platz zu nehmen, unweit des Fensters, wo er am liebsten weilte. Der leichte Hohn und Spott, welcher oft die Lippen des Königs kräuselte, war von seinem Antlitze gewichen, seine Worte enthielten keinen ironischen Nebensinn mehr. Er erschien Frau von Guébriant als ein gebeugter, bekümmerter, unglücklicher Mann. Der unruhige Blick, der Andere und sich zu fliehen scheint, verrieth Unzufriedenheit mit sich selbst und Anderen.

Frau Marschallin, sagte der König, der die Blicke der Botschafterin fest und sicher auf sich ruhen fühlte,

nun können wir frank und frei sprechen. Wir sitzen einander nicht als König und Botschafterin gegenüber, sondern als Ladislaus Wasa und Frau von Guébriant. Wir haben gemeinschaftlich eine Strecke Weges zurückzulegen, eine Reise zu machen. Stellen wir uns gut mit einander für die Zeit dieser Reise. Wir werden, wie Sie wissen, allein reisen, ohne jedwede Begleitung. Das schicke ich, als Ihnen bekannt, voraus. Eine einsame Reise macht mittheilsam, gesprächig. Während einer solchen theilt man sich oft seine geheimsten Gedanken mit. Man wird vertraulicher, als man es sonst, unter anderen Verhältnissen, während vieler Jahre geworden wäre. Plaudern wir. Sie wissen, was ich gethan habe, kennen aber nicht den Grund, warum ich so gehandelt. Sie sollen ihn erfahren.

Sire, Sie erfüllen mein Herz mit Muth und Hoffnung, ich hatte nicht geglaubt, so rasch zum Ziele zu gelangen. Dieses besteht vorerst in nichts Anderem, als was mir Eure Majestät so eben ankündigten. Ich sehne mich darnach, die Gründe kennen zu lernen, welche Eure Majestät zu Ihrer Handlungsweise bewogen. Damit ist mir Gelegenheit gegeben, Mißverständnisse aufzuklären, Hindernisse zu beseitigen, Gerüchten, Verleumdungen entgegenzutreten, falsche Auffassungen aus dem Wege zu räumen. Ich danke Eurer Majestät dafür,

daß Sie mir Gelegenheit bieten, zu erfahren, in welcher Art man die Königin von Polen verleumdet hat.

Man hat sie nicht verleumdet, Frau Marschallin. Die Berichte, welche ich empfangen habe, sind vollkommen der Wahrheit entsprechend. Vorerst Frau Marschallin, müssen Sie zugeben, daß die Prinzessin sehr wenig dem Bilde gleicht, welches man mir aus Frankreich gebracht. Gestehen Sie, daß sie in der That bei dem Eintritte in die Kirche nichts weniger als verführerisch aussah.

Sire, der kleine Irrthum, in dem Sie sich befanden, die kleine Enttäuschung, die Sie sich zugezogen, fallen nicht der Königin zur Last, sondern Ihnen selbst Majestät. Seit dem Tage, an welchem man Ihnen das Bild der Königin überbrachte, sind, wie ich glaube, acht volle Jahre verflossen! Das Bild war sehr ähnlich, als es gemalt wurde und heute, wenn Sie die Königin sehen würden, müßten sie selbst zugestehen, daß sie sich bereits vollständig erholt hat und daß all' die Reize, welche Ihnen an dem Porträt gefielen, über Nacht wieder aufgeblüht sind. Indessen, das gebe ich zu, es besteht ein Unterschied, zwischen dem jungen Mädchen, um das Sie vor einer geraumen Zahl von Jahren geworben und der vollaufgeblühten reifen Dame, welche Sie so glücklich sind, heute Ihre Gemahlin zu nennen.

Das ist Eurer Majestät nicht entgangen. Aber giebt es etwas Kurzsichtigeres — verzeihen mir Eure Majestät, wenn ich die Vertraulichkeit, zu der Sie mich ermächtigt haben, mißbrauche — giebt es etwas Eitleres als einen Mann? Er will ewig jung bleiben, giebt nicht zu, daß er sich verändere, und selbst, wenn er dies nicht mehr leugnen kann, wenn seine Haare erbleichen und ergrauen, findet er, daß graue Haare noch besser stehen als dunkle, daß, wenn man die Sache beim rechten Licht betrachte, weiß — eigentlich die schönste Farbe der Haare sei! Allein nicht nur auf seine eigene Person, auf Alles, was ihn umgiebt und was mit ihm irgend wie in Verbindung steht, ist der Mann eitel und giebt eine Veränderung nicht so leicht zu. Eure Majestät scheinen also nicht darauf vorbereitet gewesen zu sein, daß die Königin von Polen, um deren Hand Sie vor mehreren Jahren geworben, sich habe verändern können. Sie sollte durchaus das junge Mädchen, das Kind bleiben, um welches Sie ehedem gefreit. Der Lauf der Jahre durfte *sie* nicht berühren, der Hauch der Zeit ihr nichts anhaben. Das, Sire, werden Sie mir doch zugeben, ist ein etwas unmögliches Verlangen. Könige und Prinzessinnen sind doch auch —

Gewiß, Frau von Guébriant, Sie haben Recht. Es ist kindisch derlei zu verlangen, aber Enttäuschung

bleibt Enttäuschung. Sie wirkt peinlich und der nüchterne Gedanke wird in solchen Sachen noch weniger als sonst Herr unserer Empfindungen. Ich sprach nur in diesem Sinne. Indessen ist dieser Umstand nebensächlich; das Auge allein hatte dabei zu thun, was ich Ihnen aber jetzt sagen will, berührt das Herz, die Ehre des Mannes, den Stolz des Königs. Es scheint, daß die Prinzessin, nicht als den geringsten Theil ihrer Aussteuer, mir eine große Erfahrung in Angelegenheiten des Herzens mitgebracht hat. Ihr angesammelter Schatz an Liebe scheint recht kostbar zu sein.

Sie meinen Sire?

Die Beziehungen, in welchen Prinzessin Marie zu dem Herzoge Gaston von Orleans gestanden und von denen ich bis vor Kurzem nichts gewußt habe!

Ihr Vorwurf, Sire, ist ein Bruder jenes, den Sie der Königin wegen ihres veränderten Aussehens gemacht haben. Die Beziehungen, in denen die Königin von Polen, als Prinzessin, zu dem Herzoge Gaston von Orleans, dem Bruder des verstorbenen Königs, gestanden, fallen vor die Zeit, in der Eure Majestät zum ersten Male um die Hand der Prinzessin sich bemühten. Herzog Gaston, als er noch präsumtiver Erbe der französischen Krone war, bewarb sich um die Prinzessin und diese nahm seine Huldigungen entgegen.

Seine Mutter aber, welche andere Pläne in Bezug auf den Herzog von Orleans gefaßt hatte, mißbilligte die Bewerbung ihres Sohnes und ohne irgendwie Widerstand zu leisten, wendete sich der Herzog rasch von der Prinzessin. Seine Liebe scheint nicht tief genug gewesen zu sein. Die enttäuschte und gekränkte Prinzessin ließ es seitdem den flatterhaften Mann bei jeder Gelegenheit fühlen, wie sie von seinem wankelmüthigen Sinne denke. Wollen Eure Majestät der Königin von Polen heute Vorwürfe über die Empfindungen der Prinzessin von Gonzaga machen?

Warum hat man mich nicht davon in Kenntniß gesetzt? Warum hat man mir die Prinzessin in Lobliedern gepriesen und nichts als das Beste und Edelste über sie zu berichten gewußt?

Sire, Maler und Gesandte treiben ein und dasselbe Handwerk, sie schmeicheln. Der eine mit Farben, der andere mit Worten. Uebrigens, man hat Ihnen nicht zuviel über die Königin von Polen gesagt, sie ist Ihrer Hochachtung, Ihrer Liebe würdig. Sie werden doch nicht eifersüchtig auf die Vergangenheit der Prinzessin sein, auf die Tage, in welchen sie nicht ahnte, daß der König von Polen ihr die Gunst erweisen werde, um ihre Hand zu werben?

Jenen Tagen sind andere gefolgt. Nach dem

Herzog Gaston von Orleans kam Cinq Mars, der berühmte Oberstallmeister am französischen Hofe, der Günstling und Abenteurer, der so hoch emporstieg, daß er den Kopf darüber verlor, der kühne Jüngling, dessen nicht mindest kühne That es war, die Gunst der Prinzessin Marie von Gonzaga zu gewinnen, um ihre Hand zu werben, mit ihr einen Briefwechsel zu unterhalten und so weiter —.

Sire, ohne Fortsetzung, wenn ich bitten darf! Was Sie gesagt haben, ist wahr; unwahr ist aber, was Sie andeuten! Ich muß hinzufügen, daß die Bewerbungen des unglücklichen Oberstallmeisters nach der Zeit stattfanden, wo Eure Majestät geruht hatten, Ihre eigenen Bewerbungen um die Prinzessin Marie fallen zu lassen, zu einer Zeit, wo überdies die Ehe Eurer Majestät mit der Prinzessin von Oesterreich bereits abgeschlossen war. Konnte die Prinzessin von Gonzaga ahnen, daß Eure Majestät in nicht allzu ferner Zeit Wittwer werden und Ihre Blicke abermals den Vorzügen und Reizen der französischen Prinzessin zuwenden würden?

Nun, und die ganz geheim gebliebene Liebschaft, über welche ich übrigens genaue Aufschlüsse leider nur zu spät erhalten habe, mit dem jungen Italiener? Sie sehen, die Zahl der Verehrer der Prinzessin wächst und kaum ist einer derselben erledigt, ragt ein anderer,

schönerer Kopf aus dem Hintergrunde hervor! Waren die Beziehungen der Prinzessin Marie zu Diesem eben so unschuldig, wie zu dem Herzog von Orleans und dem Abenteurer Cinq Mars?

Gewiß Sire! Ich leugne nicht, daß die Prinzessin einen jungen italienischen Cavalier geliebt hat, mehr als vielleicht den Herzog von Orleans und Cinq Mars; allein Niemand aus der kleinen Anzahl derjenigen, welche von dieser ihrer Liebe wußten, konnte sagen: daß auch nur durch einen Hauch die Empfindung der Prinzessin verunschönt wurde. Rein, wie ihre Beziehungen zu anderen Männern, war auch diese und überdies von kurzer Dauer, da der italienische Edelmann in seine Heimath zurückberufen, Paris bald verließ und die Prinzessin nie mehr von ihm hörte.

Verzeihen Sie, Frau Marschallin! Es ist dies ein Punkt, den ein Mann mit einer Frau schwer discutiren kann.

Majestät, Sie haben mein Wort . . . .

Frau von Guébriant, versuchen Sie, sich in meine Lage zu versetzen! Ich habe diese Mittheilungen erst vor einigen Wochen erhalten, nachdem die Trauung in Paris abgeschlossen war. Bis dahin hatte ich die Prinzessin für makellos gehalten. Plötzlich fällt mir eine ganze Liste, ein Schwarm unglückseliger Nachrichten

in das Haus! Das Bild der Prinzessin mußte mir, das werden Sie doch zugeben, in einem ganz anderen Lichte, in einem fürwahr minder vortheilhaften, als ich es bis dahin erblickte, erscheinen. Ich habe von nichts gewußt; es scheint aber, daß alle Welt besser unterrichtet war, als der König von Polen, daß jeder Fremde genauer über die Prinzessin unterrichtet war, als der Mann, als der König, welcher ihr seine Hand anbot, welcher ihr seine Hand reichen ließ. Das geht denn doch nicht an! Das darf nicht sein, es soll auch nicht sein! sagte ich zu mir selbst. Nun sprechen Sie, war ich im Rechte oder nicht?

Sire, wenn irgend eine Schuld vorliegt, so fällt sie nicht der Königin von Polen zur Last, sondern Jenen, die von Ihnen nach Frankreich gesendet worden sind, um die Königin zu werben. Ich glaube es ist nicht Sitte, und auch nicht Pflicht, wenn man nicht gefragt wird, eine Geschichte seines Lebens, seines Herzens aufzusetzen und dem Bewerber mitzutheilen, besonders nicht, wenn es sich nur um Gefühle und Empfindungen handelt.

Gewiß nicht, Frau Marschallin; aber dahin soll es nicht kommen, daß in ganz Polen, in der ganzen Welt die Geschichte der Dame, welche meine Frau zu werden beansprucht, in Legenden erzählt und in

Romanzen besungen wird! Ich will den Poeten und den Klatschschwestern den Stoff für derartige Unterhaltungen entziehen.

Sire, Ihr Unmuth ist vollständig unberechtigt. Wären Sie nicht König, sondern ein einfacher Edelmann, der mich seiner Freundschaft würdigte und mich zur Vertrauten seines Schicksals, seiner Empfindungen machte, so würde ich ihm sagen: Was Sie treibt und bewegt, ist nichts als der Egoismus und die Eitelkeit der Männer. Sie selbst mit Ihrer reichen Vergangenheit betrachten jedes Ihrer Abenteuer als ein glorreich und siegreich bestandenes Treffen. Jede Frau und jedes Herz ist nur ein strahlender Edelstein der Kette, mit denen die Herren der Schöpfung den Hut zieren, welcher die Ehre hat ihr Haupt zu bedecken. Ich weiß nicht, Sire, ob die kostbare Diamantenschnur, welche ich in der Kirche an Ihrem Hute bemerkte, in symbolischer Weise nicht vielleicht auch Ihre gesammelten Triumphe verkündet hat. Das Weib soll den Herrn der Erde mit Kinderfittigen entgegenflattern, sein Herz soll unbewegt geblieben sein, das Auge noch keinen Mann erblickt haben, ja, wenn es nach dem Sinne der Herren ginge, müßte das Weib, das sie zur Frau nehmen, das Wort Liebe nie vernommen haben. Gestehen

Sie zu, Majestät, daß dem so ist, und daß man dieses Begehren als recht kindisch bezeichnen muß.

Sie haben Recht, Frau Marschallin, aber lästern Sie diese Empfindung nicht. Der edle Rest, welcher uns geblieben ist, sehnt sich nach Reinheit! Man schätzt an Anderen, was man vielleicht selbst nicht mehr besitzt! Sie haben Recht, es ist eine Ueberspanntheit, eine Anforderung, die vielleicht nicht gerechtfertigt ist. Allein der Besitz des Weibes hat mit dem anderer Schätze dieser Erde keine Aehnlichkeit. Der Diamant verliert nicht, wenn ihn vor uns schon ein anderer besessen, das Weib aber, aus minder ewigem Stoffe geschaffen, ist vergänglich, ein Hauch kann seine Reinheit trüben. Frau Marschallin, Sie mögen klein von mir denken, mich lächerlich finden, allein ich habe mir vorgenommen, Sie in mein Herz blicken zu lassen, und aus diesem armen, bettelarmen Herzen rufe ich Ihnen zu: Ich habe mein ganzes Leben hindurch nicht geliebt, nicht wahrhaft, heiß geliebt, nie ein Wesen in wahrer, inniger Liebe besessen, es in dieser Empfindung mein genannt. Als ich nun um die Prinzessin warb, sehnte ich mich darnach eine Frau zu finden, die ich lieben könnte, wahrhaft lieben und die mich ebenso lieben würde. Und nun mitten in diese zitternde Freude hinein fällt die Mittheilung all' der Abenteuer und

Verhältnisse der Prinzessin und giebt meinen letzten Hoffnungen den Todesstoß. Ich habe vielleicht zu viel erwartet, zu Schönes erhofft, allein die Verheerung war zu groß, durch welche meine Hoffnungen zu Grunde gerichtet worden sind. Was ich wünschte, ist unrettbar verloren, und was ich erhalten habe, kann keinen Werth für mich besitzen. Mir war, als ob ich das letzte Kind einer Reihe von Sprossen verloren hätte. Urtheilen Sie! Sie werden mich nun gerechter beurtheilen!

In der That, Majestät, Sie erscheinen mir jetzt in einem anderen Lichte; allein das ändert nichts an meiner Auffassung der Verhältnisse, wie sie sind.

Wollen Sie die Güte haben, Frau Marschallin, mir Ihre Auffassung mitzutheilen?

Mit Vergnügen, Sire, und zwar ohne alles Raisonnement, ohne jede Bemerkung von meiner Seite. Ich will pragmatisch vorgehen, kurz und bündig die Begebenheiten an ihren Augen vorüberziehen lassen, wie sie sich ereignet haben.

Der König von Polen — Eure Majestät, Ladislaus IV.! — knüpfte vertrauliche Unterhandlungen mit dem französischen Hofe an, welche die Bewerbung um die Hand der Prinzessin Marie von Gonzaga zur Folge hatten. Als die Verhandlungen ziemlich weit

vorgeschritten waren, ließ der König von Polen — Eure Majestät, Ladislaus IV.! — plötzlich in Paris erklären, er sei anderen Sinnes geworden, politische Verhältnisse hätten ihn bewogen, seine Hand einer Prinzessin von Oesterreich zu reichen. Was der französische Hof, was die Prinzessin Marie, der man von dem Projecte Mittheilung gemacht hatte und welche ihre Zustimmung gegeben, zu dem geänderten Entschlusse des Königs sagten, darum bekümmerte sich Ladislaus von Polen nicht im Geringsten! Er heirathete die Prinzessin von Oesterreich, ward Vater mehrerer Kinder, verlor und betrauerte seine Gemahlin — wie ich annehme! — und als man ihm nahelegte, daß er zu seinem Glücke und zum Wohle des Landes eine neue Heirath abschließen solle, ließ er, trotz aller Bemühungen ihn von der Heirath mit einer französischen Prinzessin abzulenken, abermals höchst vertraulich in Paris anfragen: ob er die Hand der Prinzessin Marie von Gonzaga erhalten könne. Der französische Hof, großmüthig die Kränkung vergessend, welche ihm vor Jahren zugefügt worden ist, die Prinzessin sich all der Bitterkeit entschlagend, die das Zurückziehen des Königs seinerzeit in ihr hervorgebracht, gaben freundlich ihre Zustimmung. Das Bildniß der Prinzessin hatte seiner Zeit Eindruck, sagen wir auf das Auge des Königs von

Polen — Eurer Majestät Ladislaus IV. — gemacht. Das Bild hatte sich in seinem Gedächtnisse erhalten, die Berichte, welche die Abgesandten des Königs, Männer, die ihm nahe standen und die er durch sein Vertrauen beehrte, Seiner Majestät theils schriftlich, theils mündlich abstatteten, lauteten sämmtlich zu Gunsten der Prinzessin. Man rühmte sie über alle Maßen, wie sie es auch verdient. Der König von Polen, schickte eine mit großem Pomp auftretende officielle Gesandtschaft nach Paris, damit diese um die Hand der Prinzessin werbe und er ließ sich durch Procuration mit der Prinzessin von Gonzaga in Gegenwart des ganzen französischen Hofes, in Gegenwart der Gesandten, angesichts der ganzen Bevölkerung von Paris vermählen.

Es wird dem König officiell Bericht über die Feierlichkeiten erstattet. Neben dem französischen Gesandten, welcher am polnischen Hofe beglaubigt ist, wird eine außerordentliche Botschafterin und Oberintendantin der Reise Ihrer Majestät in meiner Person ernannt. Es wird für sie ein Beglaubigungsschreiben in aller Form ausgestellt. Der König und die Königin-Mutter-Regentin beglückwünschen den König von Polen und legen ihm die Prinzessin, ihre nahe Verwandte an das Herz. Die zarte, an Ungemach und Beschwerden

nicht gewöhnte Dame erträgt alle Leiden einer monatlangen Reise mit Geduld und Aufopferung, denn es winkt ihr das schöne Ziel, der Besitz eines zartfühlenden Gemahls, es winkt ihr die hohe Aufgabe an seiner Seite die Völker eines so schönen Königreiches zu beglücken. Während der ganzen Reise läßt der König seine Gemahlin in dem guten Glauben, daß er sehnsüchtig ihrer harre, ihr wohlgeneigt sei und sich innig auf ihre Ankunft freue. Die Königin betritt endlich die Hauptstadt des Reiches, sie betritt die Kirche, in welcher der König ihrer harrt. Aber welche Enttäuschung, welche schmerzvolle Stunde! Der König gibt seiner Gemahlin nicht einmal die Ehre, die er jeder fremden Frau zu erweisen beinahe die Pflicht hat, er empfängt sie kalt, fremd. Er spricht Worte, welche die Frau auf's Tiefste verletzen müssen. Sie ist sich bewußt, ein Opfer der Anstrengungen der Reise zu sein, und der König zieht daraus Folgerungen, welche man keiner Frau auf dieser Welt, am wenigsten einer Dame des französischen Hofes ungestraft in das Antlitz sagen darf. Der Form nach vermählt, ziehen der König und die Königin nach dem Schlosse, als wäre eine undurchdringliche Scheidewand zwischen ihnen aufgerichtet. Sie ist auch undurchdringlich, wie aus Granitblöcken erbaut, denn die Verleumdung hat sie aufgerichtet, und der Sinn des Königs,

welch' Letzterer Alles geglaubt, was ihm irgend ein obscurer ränkevoller Feind der Königin zugeraunt, hat sich dermaßen festgerannt und verhärtet, daß er von der vor Kurzem noch als das Glück seines Lebens betrachteten Verbindung nichts wissen will. Er ließ seine Verbindung in der Kirche segnen, hatte aber bereits den Entschluß gefaßt, sich von der ihm kürzlich angetrauten Gemahlin zu trennen, die Ehe für null und nichtig erklären zu lassen, die mit Ehren in allen Städten der Monarchie aufgenommene Königin nach Frankreich zurückzuschicken! — Als was, wenn ich fragen darf? Wie soll die Prinzessin den französischen Boden wieder betreten, wie am französischen Hofe wieder erscheinen? Als Königin von Polen? Sie ist es nicht. Als Prinzessin von Gonzaga? Sie ist es nicht mehr. Was ist sie? Die beklagenswertheste Frau der ganzen Welt. Beklagenswerth, weil nie eine Frau auf so grausame Art behandelt wurde, weil ihr Schicksal, Dank der hohen Stellung, die sie einnimmt, aller Welt, vom Throne bis zur Hütte herab, bekannt ist, weil sie der Gegenstand der hämischsten Bemerkungen, der niedrigsten Verleumdungen, der schimpflichsten Anklagen geworden. Diese Anklagen, sie müssen ja wahr sein, hat sie doch der Gemahl der Königin, der König selbst ausgesprochen, hat er doch sich von ihr getrennt, kaum daß

sie den königlichen Palast in Warschau betreten. Wer wird, wer soll diese Dame vertheidigen, an all' den Orten, den Punkten der Welt, wo sie belächelt, verspottet, mindestens beklagt und bedauert wird? Fürwahr, es soll ein Schauspiel Europa dargeboten werden: ungesehen, unerhört! Und dieses Schauspiel, Sire, wollen Sie veranstalten? Mit diesem Skandal wollen Sie nicht nur die Königin, sondern auch sich selbst belasten? Sehen Sie die Sache anders an, Sire, so sagen Sie es, ich vermag sie in keinem anderen Lichte zu erblicken!

Sie gruppiren die Dinge von Ihrem Standpunkte aus und stellen sie in Ihrem Sinne dar, Frau von Guébriant! Sie ziehen durchaus Folgerungen, wie sie für Ihre Zwecke dienlich sind. Ich will nicht wiederholen, was ich gesagt, denn es wäre unnütz. Vielleicht daß der Schein gegen mich spricht, vielleicht daß man mich hart, grausam finden wird, allein ich habe in meinem Leben immer als das Heiligste gehalten: zu thun, was ich für Recht finde. Und jetzt soll ich davon abweichen? Ich wurde getäuscht, man hat mit meinem Herzen ein grausames Spiel getrieben. Ich bin mein ganzes Leben hindurch das Opfer meiner Geburt, meiner Stellung, meiner Würde gewesen. Ich habe immer thun müssen, was meine Eltern, was mein

Volk verlangten. Nie hat mich Jemand gefragt, was mein Herz wollte, sagte. Meine Empfindungen blieben bei den Berechnungen, deren Mittelpunkt ich war, und die man die Interessen des Staates nennt, außer Acht. Gar oft waren es die Interessen Einzelner, welche die Herren als Interessen des Königreiches darstellten; allein ich mußte mich fügen, um Ruhe und Frieden im Innern des Landes zu erhalten. Endlich war ich Herr, meine Hand meiner Empfindung gemäß anbieten zu können. Ich hatte nie geliebt. Kalt und öde war es in meinem Innern geblieben. Man hatte mich gefangen gehalten wie ein Thier in seinem Käfig! Und man sagte ich sei frei, ich allein frei unter Allen! Ich König, alle anderen Unterthanen, Sklaven! Fürwahr ich konnte im Glanze und in der Pracht des Purpurs einherstolziren, konnte Segnungen zu Theil werden lassen der ganzen Welt, Gnaden austheilen, Andere mit Glück und Ehren überschütten, ich konnte glücklich machen, durfte selbst aber nicht glücklich sein! Ich war in Wirklichkeit der Gefangene, der alle Anderen frei machte, und den die Freien dafür in Banden hielten. Klagte ich über meine Abhängigkeit, so ward mir ohne Unterlaß geantwortet: Was willst Du, das ist das Loos der Könige auf Erden! Denen, welchen es beschieden ist, auf der Menschheit Höhen zu wandeln, liegt die

Pflicht ob: auf das Glück gewöhnlicher Sterblicher zu verzichten. Ich wollte aber nicht ewig nur Herrscher von der Gnade Höherer, ich wollte auch einmal Mensch sein, menschlich fühlen und der Gegenstand des Gefühles zarter Empfindung werden. Ich wollte lieben und geliebt sein! Die Frau, an deren Seite ich das Glück zu finden hoffte, war Ihre Prinzessin ... Nun, deren Abenteuer sind Ihnen ebenso bekannt wie mir. Sie haben mit dankenswerther Offenheit nichts bestritten, Sie haben Alles zugegeben. Sie mögen nicht Unrecht haben in Manchem was Sie gesagt. Kahl und nüchtern betrachtet, mag ich eitel gewesen sein, kindisch, mag diese Eigenschaften mit allen Sterblichen theilen. Allein, Frau Marschallin, so wie ich es jetzt thue denkt und empfindet ein Mann, der sich nach Liebe gesehnt, der um Liebe gefleht hat; der eine reine, edle, unangetastete Frau zu besitzen wünschte, dem man die Braut als das Ideal aller Schönheit und Tugend von allen Seiten anpries; der in diesem Wahne monatelang schwelgte, den Augenblick kaum erwarten konnte, wo die Gepriesene als Beherrscherin seiner Völker, als seine eigene Gebieterin in das Haus seiner Ahnen einzieht und der kurze Zeit vor diesem Augenblicke von einem Unbekannten erfährt: die Prinzessin, welche Dir durch Vermittelung angetraut wurde, ist eine Frau, deren Herz

schon viele besessen, die oft geliebt, in vertraulichen Beziehungen zu Prinzen, Abenteurern und kleinen Edelleuten gestanden, deren Abenteuer man in Paris besprochen und besungen, kurz eine Frau, welche die Wittwe verschiedener Männer ist, mit denen sie nicht verheirathet war, nicht einmal versprochen und verlobt! Frau Marschallin, ich möchte den Mann in niederer Sphäre sehen, der ein solches Erlebniß ruhig und gleichmüthig erträgt. Nun der Mann, der vor ihnen sitzt, ist ebenfalls nicht aus so weichem Holze geschnitzt, daß er jedem Worte, und käme es auch aus dem Munde einer Frau, die er hoch achtet, nachgiebt, im Handumdrehen seine gefaßten Entschlüsse wechselt, eingesteht, daß er geirrt und gefehlt hat, wenn er nach reiflichem Nachdenken den Entschluß faßte, welcher seinen besten und feinsten Empfindungen Genugthuung geben soll!

Majestät bleiben also dabei, die Ehe für null und nichtig erklären zu lassen?

Gewiß.

Habe ich Eure Majestät nicht bewiesen, daß die Beziehungen der Königin, zu einer Zeit, wo sie vollständig frei, ohne jede Verpflichtung Ihnen gegenüber war, Beziehungen überdies reinster Art, Ihnen nicht das Recht geben, sich von Ihrer Gemahlin zu trennen? Haben Sie noch keine andere Auffassung gewonnen?

Und wenn diese Beziehungen auch nicht strafwürdig gewesen wären — ich kann nicht mehr zurück! Ich habe Ihnen gesagt, Frau Marschallin, ich will lieben und geliebt werden! Ich will Mensch sein. Jenes Glück dieser Erde, das man als das höchste bezeichnet, kennen, genießen, bevor ich meine Augen schließe. Ich will einmal im Leben mein Herz öffnen, damit der Himmel in ihm einkehre!

Frau von Guébriant hatte die letzten Worte mit größter Spannung vernommen und dabei den König scharf und fest betrachtet, so daß dieser leicht erröthete.

Erlauben Eure Majestät die Frage: wie gedenken Sie Ihre Entschlüsse auszuführen?

Verzeihung, Frau Marschallin, wenn ich zaudere, diese Frage kurz und klar zu beantworten. Ich bedauere in diesem Augenblicke, daß Sie kein Mann sind, so sehr mich auch der Verkehr mit Ihnen, der Frau, fesselt!

Eure Majestät scheinen mir in diesem Augenblicke nicht ganz richtig zu empfinden. Ich glaube im Gegentheile, daß das vertrauliche Gespräch auf dem Punkte, wo es angelangt ist, viel leichter mit einer Frau, als mit einem Manne geführt werden kann.

Sie setzen mich in Erstaunen Frau von Guébriant, ich verstehe Sie nicht recht.

Sire, ein Mann würde Ihnen antworten nach der Eingebung des Herzens eines Mannes, die Frau aber sagt Ihnen: daß Sie weder männlich noch königlich handeln würden, wenn Sie das ausführten, was Sie als Ihren festen Entschluß bezeichnen. Die Frau sagt Ihnen: haben Sie wohl Acht, Sire, nehmen Sie Rücksicht nicht blos auf sich, sondern auch auf die Frau, die Königin-Gemahlin, welche Sie von sich stoßen, welche Sie nicht wie der erste Edelmann Ihres Reiches behandeln. Die Frau empfindet mit der Frau, und legt Ihnen nahe, das Entsetzliche in das Auge zu fassen, welches Sie einer Frau anzuthun im Begriffe stehen. Ein vom Schicksale niedergeworfener Mann kann durch sein Talent, seine Bravour sich wieder aufrichten, der Sieg kann ihn berauschen. Unternehmungen kühner Art vermögen ihn zu befriedigen, es ist ihm gegönnt mit seinem Geiste die Welt zu erfüllen! Was soll aber eine Frau, wenn sie von demjenigen, der sie zu seiner Höhe emporgehoben hat, in das Dunkel, das ekle Dunkel, hinabgestoßen worden ist, wieder thun um sich aufzurichten? Ich will in dieser vertraulichen Unterredung zu Ihnen, Sire, nur als Frau, nicht als Botschafterin sprechen. Was Ihnen die Botschafterin zu sagen hatte, haben Sie bereits vernommen und seien Sie überzeugt, daß die Botschafterin Ihrer Majestäten

des Königs und der Königin-Regentin von Frankreich ihre Handlungsweise stets den Thaten Eurer Majestät anpassen wird. Aber die Frau, deren Herz durch das Schicksal vielfach geprüft wurde, welche das Theuerste verlor, was sie auf dieser Welt besessen, den geliebten Mann, mit dem sie ein Leben voll guter Handlungen und schöner Empfindungen geführt, diese Frau sagt Ihnen: daß ein Mann, der unwürdig an einer Frau gehandelt, keine ruhige, glückliche Stunde auf dieser Welt finden wird. Wenn das geschieht, womit Sie drohen, so werden Sie der unglücklichste Mann dieser Erde sein. Sie sind zu gut, um böse Handlungen nicht mit tiefer Reue zu bezahlen. Sie sind zu edel, um sich je eine unedle That verzeihen zu können. Sie glauben heute zu leiden, Sie werden aber bald finden, daß Leiden ungeahnter Art, welche Sie überfallen, all' die Schmerzen weitaus überbieten, die jetzt Ihr Herz berührten. Darum denken Sie nicht an sich allein, denken Sie auch an die Frau, die, als wäre sie eingekerkert und verbannt, in den königlichen Zimmern einsam wandelt, trauert und ihr Schicksal beklagt, welches dadurch herbeigeführt wurde, daß die Augen Seiner Majestät — Ihre Augen, König Ladislaus! — einst wohlgefällig auf dem Bilde der Prinzessin Marie von Gonzaga geruht haben! Empfinden Sie nicht nur für sich, ver-

setzen Sie sich auch in das Herz Ihrer Gemahlin, der Königin von Polen!

Sie haben mich nicht genau verstanden, Frau Marschallin, und in der That ich scheue mich jetzt klar und verständlich zu sprechen. Ich wollte sagen, daß meine Vermählung mit der Prinzessin Marie null und nichtig ist, weil diese Heirath —

Ich verstehe Sie vollkommen, Sire.

Sie kennen das Kirchenrecht, die Gesetze Polens?

Vollständig Majestät! Ich habe mich darüber unterrichtet und weiß ganz genau: daß Ihre Majestät die Königin bis zu diesem Augenblicke nicht Ihre Frau ist und daß es in Ihrer Macht steht, eine solche Ehe trennen zu lassen. Allein ich lebe der festen Ueberzeugung, daß es dazu nicht kommen wird, und daß, bei ruhiger Ueberlegung, Eure Majestät finden werden: Sie seien im Unrechte, im theilweisen Unrechte wenigstens. Wir hingegen, die Königin von Polen und deren unterthänige Dienerin, ich, die Botschafterin und Oberintendantin sehnen uns nach nichts inniger, als die Bestätigung solcher Anschauung von den Lippen des Königs von Polen zu vernehmen.

Ich bedauere, Frau Marschallin, Ihrer Auffassung nicht beistimmen zu können, und bitte Sie nur, wie ich bereits einmal gethan, über die Mittel nachzu-

denken, durch welche mein Entschluß auf die am wenigsten auffallende und verletzende Art ausgeführt werden kann. Sie haben betont, daß Sie eine zartfühlende Frau sind. Ich lege deshalb die Angelegenheit in Ihre Hände.

Ich danke Ihnen, Sire, daß Sie mir Gelegenheit geben, wiederholt mit Ihnen über die Empfindungen der Königin von Polen zu sprechen.

Es wird mir ein großes Vergnügen gewähren, Sie, Frau Marschallin, recht oft, ja täglich bei mir zu sehen.

Ich werde mich bemühen, die Langeweile, welche Eure Majestät in Ihrer Vereinsamung empfinden müssen, einigermaßen zu verscheuchen. Eure Majestät sind krank, wie lange dürfte Ihre Krankheit dauern?

Ich glaube bis zur Abreise der Prinzessin Marie von Gonzaga.

Euer Majestät werden mir also gestatten, täglich bei Ihnen vorzusprechen und im Laufe des Tages öfter Nachricht über Ihr Befinden einholen zu lassen. Ich werde die Herren, welche sich in meinem Gefolge befinden, beauftragen, abwechselnd in dem Vorzimmer Eurer Majestät zu verweilen und mir stündlich Bericht über Ihr Befinden, Sire, zu hinterbringen. Ich bitte Eure Majestät um diese Gunst!

Der König sah Frau von Guébriant leicht lächelnd an und sagte: Ich muß wohl diesen Antrag, der von großer Theilnahme für mich zeugt, annehmen, ja Ihnen noch sehr dankbar für das gütige Anerbieten sein! Sie wollen mich bewachen lassen, einen Posten vor meine Thür setzen! Sie kerkern mich förmlich ein! Ich soll Ihr Gefangener sein? Gut denn, ich darf mich nicht beklagen, der Gefangene einer Dame, wie Sie Frau Marschallin, zu werden! Ich bitte nur um Eines, daß die Schildwache recht oft durch die persönliche Anwesenheit meiner liebenswürdigen Kerkermeisterin entbehrlich werde! Auf Wiedersehen also, Frau von Guébriant! Ich danke für Ihren Besuch.

Frau von Guébriant verbeugte sich und verließ den König.

XII.

Frau von Guébriant erstattete der Königin Bericht über ihre Unterredung mit dem Könige. Sie theilte derselben mit, was ihr dienlich erschien, nicht mehr. Die Art und Weise, wie sie den Bericht gruppirte, die Ausdrücke, in welchen sie denselben erstattete, hatten den Zweck, der Königin Muth und Vertrauen einzuflößen. Frau von Guébriant hielt es für unumgänglich nothwendig, daß die Königin fest und sicher auftrete, würdig und hoheitsvoll, daß sie das Schauspiel einer Fürstin darbiete, welche sich sicher im Besitze ihrer Macht fühlt, und überzeugt ist, daß ihre Stellung nicht angefochten werden könne, nicht angefochten werden würde. Das Auftreten der Königin sollte auf Selbstvertrauen schließen lassen. Dazu gehörte, daß sie Vertrauen zu sich selbst, Hoffnung und freundlichen Ausblick auf die glückliche Lösung der verwirrten Angelegenheiten gewinne. Frau von Guébriant schilderte deshalb der Königin ausführlich und eingehend, was

in dem Könige während der Unterredung mit ihr vorgegangen sei. Sie zergliederte seine Gedanken und Empfindungen, die leichte Wandlung, die sie erkannt haben wollte. Frau von Guébriant zeichnete fest und scharf und führte bis zum Ursprung jeden Gedanken, jedes Gefühl, ja die leiseste Regung im Innern des Königs zurück.

Die Königin glaubte jedes Wort der Unterredung zu hören, beide mit einander verhandelnden Personen lebendig vor sich zu sehen. Sie meinte in das Herz, in den Kopf des Königs wie in einen geöffneten Bienenstock sehen, die Gedanken und Empfindungen, wie die Bienen an ihrer Arbeit beobachten zu können. Die Königin machte während der Erzählung der Frau von Guébriant eine ganze Reihe von Empfindungen durch. Sie erschrak über die große Kühnheit der Botschafterin, als diese dem Könige gedroht, beruhigte sich aber, da sie aus dem Berichte wahrnahm, welchen Eindruck das feste Auftreten der Frau von Guébriant auf ihn gemacht hatte. Als sie dann erkannte, daß das Wohlgefallen an der Art und Weise der Botschafterin, welches in dem Könige erwacht war, sich steigerte, daß die Unterhaltung mit ihr ihn fesselte, sein Sinn weicher wurde und trotz der wiederholten Versicherung, fest und entschieden bei seiner Absicht zu verharren, einer

milderen Auffassung der Verhältnisse sich zuwendete, faßte sie in der That Hoffnung und mit ihr gewann die Königin die Möglichkeit, den Wünschen und Absichten der Frau von Guébriant gemäß haltungsvoll aufzutreten.

Frau von Guébriant selbst war zuversichtlicher geworden. Sie war überzeugt, daß sie einen kleinen Vortheil über den König errungen habe, daß er die Vergangenheit der Königin mit anderen Augen ansehe als kurz vorher. Indessen die Andeutung des Königs, daß in seinem Herzen eine neue Empfindung erwacht sei, beschäftigte sie lebhafter als alles Andere. Hier lag der Schwerpunkt, hier mußte Klarheit gewonnen, und danach gehandelt werden. Frau von Guébriant war um so beunruhigter, als die Zeit drängte, Gefahr im Verzuge war und von ihr erst Mittel und Wege, vielleicht langwieriger Art, aufgesucht werden mußten, um zu erfahren, was in dem Könige vorgehe, wer der Gegenstand sei, der sein Herz beschäftige.

Nachdem Frau von Guébriant die Königin verlassen, hatte Sie eine Unterredung mit Herrn von Bléranval. Dieser erzählte, daß er mit dem diensthuenden Kammerherrn des Königs, Herrn von Remski nähere Bekanntschaft gemacht, um über die Vorgänge

in den Gemächern des Königs und im Cabinette desselben, in Kenntniß gesetzt zu werden. Herr von Remski habe Schulden und sei, wie man erzählt, in den Händen der Juden, von denen Einer ihn selbst im Palaste zu beunruhigen wage. Er, Bléranval, habe den Verkehr mit Herrn von Remski außerdem gesucht, und gestehe Frau von Guébriant offen seine Schwäche, weil der Kammerherr des Königs sichtbares Wohlgefallen an Fräulein von Guébriant zu finden scheine und diese Bemühungen durchaus nicht nach dem Geschmacke des Herrn von Bléranval seien.

Frau von Guébriant sprach lächelnd:

Unverbesserlich! Eifersucht! Ein großer Fehler an einem Manne, der ein würdiges Mädchen liebt, ein noch größerer an einem Diplomaten, der seine Mission erfolgreich zu Ende führen will. Geben Sie dem Roth, das in Ihren Wangen aufsteigt, nur den Befehl, es möge sich wieder in das allzuleicht aufwallende Herz, dem es entstiegen, zurückziehen! Ich glaube nicht, daß Sie mich in dem Verdachte haben, zu den Diplomaten jener Schule zu gehören, denen kein Mittel zu schlecht ist, das zum Ziele führen kann, und wäre es auch die Aufopferung dessen, was ihnen am nächsten steht. Ich weise den Gedanken weit weg von mir, aus dem Wohlgefallen, welches Herr von Remski angeblich an Louisen

gefunden hat und das wohl nichts ist als die manchmal allzugroße polnische Galanterie, Nutzen ziehen zu wollen. Ja, wenn Sie die Wahrheit zu hören wünschen, so lege ich nicht jenen Werth auf Ihre Verbindung mit Herrn von Remski, den Sie, Herr von Bléranval, derselben zuzuschreiben scheinen. Der Kammerherr darf und wird Ihnen nur sagen, was alle Welt weiß, und nicht ein Wort von dem, was der König Anderen mitzutheilen ihm wahrscheinlich auf das Strengste untersagt hat. — Seien Sie ruhig lieber Freund, vertrauen Sie Louisen und mir. Ich habe Ihnen mein Wort gegeben, daß, wenn unsere Mission erfolgreich ist und Sie sich um Ihre Königin und mich wohlverdient gemacht haben, Ihrer Bewerbung um meine Nichte Nichts im Wege steht, und glaube, daß dieselbe von Louisen freundlich entgegengenommen werden wird. Ich habe dem Kinde, wie ich Ihnen versprochen, kein Wort von Ihrer Empfindung, kein Wort von unserer Unterredung gesagt. Sie wissen, daß es durchaus nicht gegen meinen Willen gewesen wäre, wenn Sie sich um Louisen offen beworben, sich ihr gegenüber ausgesprochen hätten. Ich liebe nicht das Verbergen der Gefühle, so wenig als das Verstecken einer Person, die volles Recht hat, an das Tageslicht zu treten und Jedem zuzurufen: Ich bin brav, Du kannst mein Wesen durchforschen

und wirst keinen Flecken finden! Indessen ich ehrte und schonte Ihr Zartgefühl, wenn es mir auch ein wenig übertrieben, etwas zu virtuos bescheiden und schüchtern erschien. Ich warnte Sie sogar vor den Gefahren der Empfindsamkeit, der Sie sich allzusehr hingeben, von der Sie sich beherrschen lassen. Wenn es sich um ein anderes Mädchen als Louisen gehandelt hätte, um ein anderes Hoffräulein Ihrer Majestät der Königin-Regentin von Frankreich, so würde ich nie diesem Incognito-Auftreten Ihrer Liebe zugestimmt haben, die Gefahr wäre zu groß für Sie gewesen. Allein ich kenne Louisen, denn ich habe sie erzogen. Sie ist ohne jedes Falsch, ohne jede Coquetterie. Ihr reiner Sinn stößt Alles Unreine ab und ihr Leben wird, so Gott will, ruhig und klar weiterfließen, wie es den Weg von der Quelle bis zu dem Punkte gefunden hat, auf dem wir stehen. Ich war also beruhigt und durfte sie nicht beunruhigen. Heute ist an Ihrem Verhalten zu Louisen, für die nächste Zeit wenigstens, nichts zu ändern. Was Sie einmal begonnen, müssen Sie bis zu unserer Rückkehr nach Frankreich oder bis zu dem Tage, wo wir Warschau verlassen, durchführen. Heute Louisen Ihre Liebe entdecken, heute um ihre Hand werben, hieße ihr die Ruhe und Sicherheit nehmen, deren wir alle auf dem gefährlichen Posten, den uns das Schicksal

zugedacht hat, im höchsten Grade bedürfen, und Louise mehr als wir Alle. Also vertrauen Sie mir und dem Kinde, stählen und stärken Sie sich an der Arbeit, um Gefahren zu bestehen, deren geringsten Theil wir erst überwunden haben, während uns die größten Prüfungen noch vorbehalten sind.

Wenn irgend eine Anwandlung allzugroßer Besorgniß Sie überkommt; wenn Sie am hellen Tage, bei dem blauesten Himmel plötzlich eine kleine schwarze Wolke, dann andere, bald hier bald dort, auftauchen sehen; wenn Sie in Aufregung gerathen, erschrecken, auf's Pferd springen, die Lanze ergreifen und schwingen, um dem angeblichen Feind entgegen zu reiten und ihn niederzustrecken und wenn Sie sich dann selbst sagen müssen: daß Sie sich getäuscht und geirrt haben; wenn Sie eifersüchtig werden auf nichts, mißtrauisch gegen Personen, die Sie lieben und von denen Sie geliebt werden, so lassen Sie rasch und plötzlich wie ein aufspringendes Bild mein Gesicht vor Ihren Geist treten, mein Antlitz, das Sie verspottet, über Sie lacht und Sie werden sich sagen: wenn mich Frau von Guébriant jetzt sehen würde, wenn sie hörte, was ich gethan, was würde sie sprechen? Ich glaube meine unaufhörliche Begleitung im Geiste wird Sie heilen! Hat übrigens Louise etwas gethan, was Ihnen mißfiel?

Oh nein, Frau Marschallin. Sie ist ein Engel in Allem. Als kürzlich davon die Rede war, daß die Königin den König seit der Ceremonie in der Kirche nicht wieder gesehen hat, fragte Louise um den Grund und als man ihr ausweichend sagte: die Etikette am polnischen Hofe lasse es nicht zu, daß die Königin den König, wenn er krank sei, besuche, rief sie: „Der arme König! Wie sehr wird er sich langweilen. Es muß doch höchst unangenehm sein, immer mit Männern, die Einem mit ihren Geschäften und Vorträgen den Kopf anfüllen, zu sprechen! Verbietet denn auch die Etikette dem Könige andere Frauen als die Königin zu empfangen, damit sie ihm allerhand kleine Geschichten erzählen, um ihn zu zerstreuen? Ich wäre sehr glücklich, dem armen kranken Könige einige Stunden durch mein Geplauder verkürzen zu können! Erkundigen Sie sich doch, Herr von Bléranval, fragen Sie, ob der König mir gestatten würde, mit meiner Tante bei ihm zu erscheinen". Denken Sie, Frau Marschallin, das hat Louise von mir verlangt!

Und Sie haben ihr natürlich augenblicklich zugesagt, mich von ihrem Wunsche in Kenntniß zu setzen?

Das habe ich nicht gethan!

Sie thaten Unrecht daran. Für mich haben die Worte Louisens eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Ich werde mich derselben erinnern und bei gelegener Zeit mit Ihnen darüber sprechen, Herr von Bléranval. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich Ihnen die Gründe auseinandersetze, Sie mit Vergnügen bereit sein werden, zu gestatten, daß Louise mit mir Seiner Majestät dem Könige von Polen aufwarte, ihn durch ihr Geplauder zerstreue.

Herr von Bléranval wollte antworten; er sah fast mit Entsetzen nach Frau von Guébriant. Diese aber lachte, strich mit ihrem Fächer über seine Stirne, als wollte sie die Wolken von derselben verscheuchen, und das Gespräch rasch wechselnd, fragte sie: Herr von Bléranval, was ist es denn mit Ihrem gelehrten Deutschen? Hat er seine Arbeit vollendet?

Zu Befehl, Frau Marschallin.

Und sind Sie mit dem Auszuge fertig?

Ja.

Haben Sie ihn bereit?

Hier ist er.

Lesen Sie!

Herr von Bléranval nahm ein mehrere Bogen enthaltendes Schriftstück vom Schreibtische und begann zu lesen. Nach den ersten einleitenden Sätzen unterbrach ihn Frau von Guébriant und rief aus: Um Himmels Willen theurer Freund, was wollen Sie be-

ginnen! Ihr Auszug ist ja selbst noch ein Buch. Geben Sie mir einen Auszug des Auszuges! Es kann sein, und ich zweifle daran nicht, daß ich später Ihre ganze Arbeit, die gewiß außerordentlich interessant ist, vornehmen werde. Im Augenblicke handelt es sich für mich aber nur darum: das Nöthigste zu erfahren, einen Ueberblick zu gewinnen, Polen aus der Vogelperspective zu sehen, nicht größer wie der Tisch hier, Alles klein, Alles aber bestimmt wahrnehmbar. Wenn der Mann so systematisch und gelehrt ist, wie Sie sagen, wird er seine Arbeit wohl in eine systematische Form gebracht haben. Sagen Sie doch, hat er keine Randglossen, keine Ueberschriften, keine Kapitel gemacht, nicht den Inhalt der Kapitel in zwei Worten an die Seite geschrieben?

So ist es Frau Marschallin.

Gut, dann lesen Sie mir also die Ueberschriften, die Kapitel, die Randworte.

Herr von Bléranval begann: Abhandlung über das Königreich Polen, seine Provinzen, die Regierungsform in alter und neuer Zeit, seine einzelnen Fürsten und die Vereinigung der Provinzen unter einem Könige.

— Die Könige. — Die Königin von Polen —

Weiter, weiter, rief Frau von Guébriant.

Die Bischöfe und der Clerus. — Die Senatoren.

— Die Wojwoden. — Die Burgherren. — Die Oberst-Hof-Marschälle des Königreiches Polen und des Großherzogthums Litthauen. — Der Großkanzler des Königreiches und jener von Litthauen. — Der Vicekanzler. — Der Großschatzmeister. — Der Feldherr. Die Generale und Offiziere nach ihrer Rangordnung. — Die Edelleute. — Hierauf folgt eine ausführliche, alphabetisch geordnete Reihe aller Adelsgeschlechter Polens, eine Abhandlung über das Volk und dessen einzelne Stände, eine detaillirte Angabe der Hülfsquellen an Geld und Leuten für Krieg und Frieden. Dann kommen ausgedehnte Studien über Sitten und Gebräuche der Polen, die Bildungsanstalten und eine Abhandlung über die Glaubensbekenntnisse. Zum Schlusse werden noch die verschiedenen Volksschichten näher charakterisirt und das Ganze schließt mit einem Kapitel über die Juden in Polen.

Ah, die Juden! sagte Frau von Guébriant. Ich habe schon sehr viel über die Rolle, welche dieselben hier spielen, gehört. Ich bitte, legen Sie diesen Abschnitt auf meinen Schreibtisch.

Herr von Bléranval wollte sein Elaborat auf dem Schreibtisch deponiren. Frau von Guébriant rief aber: Ich bitte erst Ihren Auszug; das Kapitel über die Juden in Polen möchte ich gerne ganz ausführlich in der Fassung Ihres deutschen Gelehrten lesen.

Herr von Bléranval verbeugte sich und sagte: Es freut mich, daß mein Mitarbeiter Gnade vor Ihren Augen gefunden hat, Frau Marschallin, ich werde Ihrem Befehle nachkommen. Doch zu welchem Zwecke wollen Sie die Juden insbesondere studiren?

Wer weiß, wozu man sie brauchen kann, ich werde Ihnen bei Gelegenheit sagen, was ich vorhabe.

Das Gespräch der Frau von Guébriant mit Herrn von Bléranval wurde durch die Meldung unterbrochen, daß Herr von Gebieski der Frau Botschafterin seine Aufwartung zu machen wünsche. Herr von Bléranval zog sich zurück und Frau von Guébriant empfing mit großer Liebenswürdigkeit den Staatssecretär des Königreiches.

Herr von Gebieski nahm der Botschafterin gegenüber Platz und nach den einleitenden Worten sagte er: Frau Botschafterin haben die Worte, die ich Ihnen für Ihre Reise und Ihren Aufenthalt in Warschau zugerufen, nicht vergessen, Sie würdigten mich sich derselben zu erinnern?

Gewiß, Herr von Gebieski. Ich habe sie keinen Augenblick lang aus meinem Gedächtnisse verloren. Wir haben Alles gethan, um Ihren Rath zu befolgen, ich und die Königin . . . Wir wollen! Und verlassen Sie sich darauf, wenn es uns gegönnt sein wird, den

zweiten Theil Ihres Rathes zu befolgen, werden wir auch vorwärts schreiten und ich rechne dabei auf Ihren Beistand Herr von Gebieski!

Der soll Ihnen in Allem werden, was dem Könige, der Königin und meinem Vaterlande zum Wohle und Heile gereicht. Der König, den ich vor Kurzem verlassen, hat mir beim Abschied noch die Worte zugerufen: Nehmen Sie mein Wohl und jenes des Reiches in Acht.

Ah, Sie kommen von dem Könige, Herr von Gebieski? Haben Sie einen Auftrag?

Zu dienen, ich soll eine Depesche an unseren Gesandten in Paris richten, welche über die Ereignisse am königlichen Hofe Nachricht giebt.

Frau von Guébriant neigte sich gespannt vor, und als sie nichts erwiderte, fuhr Herr von Gebieski fort: Ich bin gekommen die etwaigen Wünsche der Frau Marschallin entgegenzunehmen.

Besten Dank, Herr Staatssecretär. Ich habe keinen Wunsch in dieser Richtung, da ich selbst eine Depesche nach Paris abzusenden im Begriffe stehe.

Darf ich mir erlauben zu fragen, in welchem Sinne die Frau Botschafterin berichten werden?

Ich werde ganz einfach die Wahrheit sagen!

Die Wahrheit?

Nun ja, was sonst? Ich werde berichten, mit

welchen Ehren man die Königin in Warschau empfing, mit welchem Pompe die kirchliche Ceremonie vorgenommen wurde und daß leider eine plötzlich eingetretene Krankheit den König zwingt, das Bett zu hüten und sich von aller Welt zurückzuziehen. Ich habe dies dem Könige versprochen. Hat er Sie davon nicht in Kenntniß gesetzt?

Ja wohl, Frau Botschafterin, und mir aufgetragen in demselben Sinne nach Paris zu berichten.

Dann sind wir vollständig einverstanden und unsere Depeschen werden auf das Wort zusammenstimmen, Herr von Gebieski.

Es freut mich, dies aus Ihrem Munde, Frau Botschafterin, zu vernehmen. Ich habe es auch nicht anders erwartet. Ihr Vorhaben ist vollständig geeignet, das Glück des Königs und der Königin herbeizuführen, das Wohl des Königreiches zu fördern. Auf diesem Wege werden wir uns immer finden, Frau Botschafterin.

Ich verstehe Sie vollkommen, Herr von Gebieski, und danke Ihnen. Sie haben nicht an mir gezweifelt; es scheint aber, daß Andere mich für eine größere diplomatische Künstlerin gehalten haben, als ich es bin. Eine gefährliche Intriguantin wird man in mir nie finden, Herr von Gebieski, und nun wird, wie ich hoffe, der zweite Theil Ihres Rathes von uns bald

befolgt werden können! Wir werden vorwärts schreiten, die Königin und ich mit Ihrer Hülfe, Herr von Gebieski. Darf ich darauf rechnen? sagte Frau von Guébriant lächelnd.

Sie dürfen es Frau Botschafterin.

XIII.

Am eilften März fand die große Gala-Tafel zu Ehren der Vermählung des Königs und der Königin von Polen in dem Ceremonien-Saale des Palastes statt. Die königliche Tafel war auf einer Estrade, zu welcher vier Stufen emporführten, errichtet. Zwei Pyramiden aus Zuckerwerk, zehn Fuß hoch, vergoldet und in den verschiedensten Farben schimmernd, mit historischen Figuren und allerhand Devisen, die auf die Hochzeit Bezug hatten, geziert, prangten auf der Tafel. Der König war durch seine Krankheit verhindert, dem Feste beizuwohnen, hatte aber, um Frau von Guébriant ein Zeichen seiner Aufmerksamkeit zu geben, den Befehl ertheilt, daß man eines der Kunstwerke aus Zucker nicht wie gewöhnlich nach beendeter Tafel den Pagen überlassen, sondern Fräulein Louise von Guébriant übersenden solle. Die junge Dame gab ihrer Freude darüber lebhaften Ausdruck und ließ die Pyramide auf einen Tisch mitten in ihrem Zimmer stellen. Wer immer

Fräulein von Guébriant später besuchte, oder während ihrer Abwesenheit in das Zimmer trat, ließ es sich nicht nehmen, ein Stück von dieser Pyramide, angeblich zum Andenken, abzubrechen und fortzutragen. Selbst die Tataren, deren Dienst darin bestand, das Holz für die Appartements herbeizuschleppen, nahmen redlich ihren Theil und trotzdem war es diesen vereinten Bemühungen nicht gelungen, nach drei Wochen die Pyramide weiter als bis zur Hälfte abzutragen.

Die Königin nahm inmitten an der Tafel Platz. Zu ihrer Rechten saß Prinz Carl, welcher den außerordentlichen Botschafter des Kaisers vertrat, zur Linken die Botschafterin Frau von Guébriant, dann der Gesandte Herr von Brégy und der Nuntius des Papstes. Der feine geistliche Herr, welchem in seiner Eigenschaft eines Legaten eigentlich das Vortrittsrecht vor allen Gesandten zukam, hatte freiwillig auf dasselbe verzichtet, um Herrn von Brégy, dessen Schwäche allgemein bekannt war und belächelt wurde, zu verbinden. Hierauf folgten der Botschafter von Venedig, der Bischof von Posen und der Bischof von Oranien. Der moskowitische Botschafter war zu dieser Gala-Tafel nicht geladen, weil er zu abstoßende Manieren besaß. Es sei dies, meinten die polnischen Herren, natürlich bei dem Vertreter einer Nation, welche noch tief in der Barbarei stecke. Zu

Füßen der königlichen Tafel nahmen drei Tische die ganze Länge des Saales ein. An dem einen speisten die Ehrendamen und Ehrenfräuleins, an dem zweiten die Würdenträger des Hofes und Edelleute. An diesem Tische wurde dem Becher stark zugesprochen. Der dritte Tisch war dazu bestimmt, daß an demselben die zwei Ober-Vorkoster Ihrer Majestäten die Speisen prüften, worauf die Platten von den dienstthuenden Edelleuten auf die königliche Tafel gesetzt wurden. Die Hof-Musikcapelle befand sich am Ende des Saales auf einer Tribüne und spielte ausgesuchte Weisen.

Während der Tafel sandte Frau von Guébriant, um sich für die ihrer Nichte zugewiesene Zuckerwerkspyramide dankbar zu erweisen und zugleich um dem Könige einen Beweis zu geben, daß sie fortwährend an ihn denke und an seinem Befinden den lebhaftesten Antheil nehme, demselben eine reizende, aus carmoisinrother Seide mit Silberstickerei gefertigte, wohlriechende Nachtmütze und zwei aus den feinsten Spitzen, die man in Paris hatte finden können, angefertigte Hemden.

Als die Tafel beendet war, hielt die Königin in ihrem Audienzsaale großen Empfang. Es bestand in Polen seit langer Zeit der Gebrauch, daß Wojwoden und Senatoren, wie auch vornehme Edelleute und die Hauptstädte ihren Majestäten bei deren Vermählung

Geschenke überreichen ließen. Der Wetteifer der Vornehmen: einander an Glanz und Pracht der Geschenke zu übertreffen, bewirkte, daß fast alle von großem Werthe waren. Sie gehörten der Königin, welche sie in Empfang nahm und aufbewahren oder auch verkaufen konnte, ganz nach ihrem Belieben. Zuerst erschien Herr von Brégy, der Gesandte Frankreichs, welcher der Königin im Namen der allerchristlichsten Majestät ein Paar außerordentlich werthvolle Diamant-Ohrgehänge überreichte. Prinz Carl, der Bruder des Königs, verehrte der Königin einen Diamant, dessen Werth auf zehntausend Thaler geschätzt wurde. Hierauf folgten die Abgesandten der Wojwoden, Staroften, Burggrafen, Edelleute und Städte. Die Ueberbringer der Geschenke begleiteten die Uebergabe mit einer Anrede, die in der Regel folgendermaßen lautete:

Madame! Der Wojwode, der Burggraf, der Fürst u. s. w. übersendet Eurer Majestät dieses Geschenk, um seine Verehrung und die Freude über die glückliche Vermählung Ihrer Majestäten zu bezeugen.

Die Geschenke bestanden in großen goldenen und silbernen Schüsseln, Vasen, Trinkgefäßen, Kannen aus Gold und Silber und prachtvollen Goldschmied-Arbeiten, welche den Werth des edlen Metalles oft auf das Zwanzigfache erhöhten. Einzelne goldene Vasen waren

reich mit Edelsteinen geziert. Ferner wurden mit Gold- und Silberfäden gestickte, überaus kostbare persische Teppiche, mit Perlen, Diamanten und andern Edelsteinen reich gezierte Ketten, große goldene Medaillen, welche zur Feier des Festes geprägt worden waren, ja selbst große Summen, in Ducaten und Goldstücken überbracht. Der Werth der Geschenke belief sich gegen 400,000 Thaler, welche die Königin nichts kosteten als ein freundliches Lächeln und einige Worte des Dankes. Die Frauen der Königin trugen die Geschenke in die Appartements, während ein Ceremonienmeister, den Stab in der Hand, voranschritt, um freien Raum zu schaffen.

Die Wojwoden der Moldau und Walachei, welche, obschon der Türkei tributär, sich doch in einer Art Abhängigkeit von dem Könige der Polen befanden, da diese Länder oft sich des Schutzes von Polen erfreuten, hatten ebenfalls ihre Botschafter gesendet, angeblich, damit diese an den Hochzeitsfeierlichkeiten theilnehmen sollten, in Wahrheit aber, um mit dem Könige und dem Senate Verhandlungen über den Krieg zu pflegen, welcher gegen die Türkei geplant wurde. Auch sie machten der Königin ihre Aufwartung und hielten an sie in ihrer Sprache eine Anrede, die ein Dolmetsch in das Französische übertrug. Die Königin ließ

ihnen durch denselben ihren Dank aussprechen. Sie überreichten im Namen ihrer Fürsten reiche mit Gold verzierte Handstickereien und prachtvolle, mit Gold, Silber und Seide gestickte Teppiche. Sie trugen große lange schwarze Röcke, lange Bärte griechischer Form und ihre Haare wallten bis auf die Schultern herab.

Der moskowitische Botschafter war der Letzte, der vor der Königin erschien. Er durfte erst eine Audienz bei derselben nehmen, nachdem er vom Könige empfangen worden war. Vor dem krank darniederliegenden Könige zu erscheinen, war ihm aber nicht erlaubt. Sollte nach der moskowitischen Etikette ein Empfang vollgültig sein, dann mußte der König den Gesandten angekleidet empfangen. Es war bei den Moskowiten Sitte, nicht ein Wort zu sprechen, wenn der König, vor dem sie erschienen, nicht angekleidet war. War der König schwer krank und nicht im Stande das Bett zu verlassen, so mußte er wenigstens seine Kleider anlegen und auf dem Bette sitzend, unterstützt durch die Arme zweier Kammerherren, die Gesandten empfangen. Wurde diesem Gebrauche nicht entsprochen, so kehrten die Moskowiten um und sprachen kein Wort. Der Gesandte hatte immer, damit von einem Zeugen bestätigt werde, daß Alles in gewohnter Ordnung vor sich gegangen, einen Assistenten bei sich. Er durfte seine Rede nicht

sprechen, sondern mußte sie lesen, damit er kein Wort verwechsle und keines vergesse. Sein Assistent verglich das Gesprochene mit dem geschriebenen Texte, indem er ein zweites Exemplar in der Hand hielt. Wenn irgend ein Wort anders vorgebracht wurde, als es im Original lautete, so begann der Assistent lebhaft zu protestiren, daß falsch gelesen werde und der Gesandte mußte von vorne beginnen. Die Stellung der moskowitischen Gesandten war eine sehr schwierige und gefährliche. Es handelte sich für sie darum, im Beginn der Ansprache die Titel ihres Herrn und dann die Titel des Königs, dem die Anrede galt, vollständig aufzuführen. Dies ging besonders in Polen nie ohne einigen Widerspruch vor sich und es dauerte lange, bis man endlich, von beiden Seiten nachgebend, zu dem eigentlichen Gegenstande der Anrede kam. Diese aber war für die moskowitischen Abgesandten etwas Nebensächliches; das keinen Widerstand findende Anbringen der Titel galt ihnen Alles. War die Lectüre dieses Theiles beendet, so betrachteten sie damit ihre Hauptaufgabe als erfüllt. Wehe ihnen aber, wenn sie nicht alle Titel ihres Herrn anbrachten! Ein Uebersehen dieser Art wurde bei ihrer Rückkehr mit der Bastonade bestraft.

Der Einzug dieser Gesandtschaft in Warschau ge-

währte einen etwas kläglichen Anblick. Der Zug bestand aus zwei- bis dreihundert in abscheuliches Schwarz recht schlecht gekleidete Personen. Sie trugen um den kürzlich verstorbenen Zaren Trauer. Die Schlitten, auf welchen sie einzogen, wurden von kleinen Pferden gezogen, die nicht größer waren als die Esel in Frankreich, wie die Pariser Herren spotteten. Man wollte die Thiere daher nicht wie die Pferde der anderen Gesandten in den königlichen Ställen unterbringen, was lange und unangenehme Discussionen, die beinahe in Streitigkeiten ausarteten, hervorrief. Indessen die Moskowiten setzten ihre Absicht nicht durch und die Thiere mußten in dem Hofe des Hauses, in welchem der Botschafter wohnte, unter freiem Himmel auf der Erde campiren, wo man ihnen, gleich den Schweinchen, zu fressen gab.

Die Sitten der Moskowiten glichen, so sagten die Polen, ihren befleckten Kleidern. Die Herren aßen ohne Tischtuch und Serviette, oder vielmehr sie aßen sehr selten und tranken fast immer. Sie tranken nicht Wein, sondern eine Art von aus Bier gewonnenem Branntwein, in dessen Genusse sie den ganzen Tag über schwelgten.

Herr von Bléranval und die übrigen Mitglieder des Gefolges der Königin und der Botschafterin besuchten die Moskowiten, um ihre Sitten und Gebräuche

kennen zu lernen. Sie befürchteten, daß man ihnen das abscheuliche Getränk anbieten werde, aber die Herren aus dem Osten waren so freundlich, es nicht zu thun. Alle behaupteten, Edelleute zu sein, in Wahrheit aber waren es Kaufleute, welche die Gelegenheit wahrzunehmen suchten, einer Gesandtschaft attachirt zu werden, um Zobel-, Marder-, Moschus- und Zibetfelle so theuer als möglich zu verkaufen. Die polnischen Herren behaupteten, die ganze Kunstindustrie, welche sich bei den Moskowiten vorfinde, bestehe darin, die Thierfelle zu fälschen und ein abscheuliches Instrument herzustellen, daß die Form einer antiken Leier habe und mit fünf bis sechs Saiten bespannt sei, die, wenn man sie mit einem Metallringe in zitternde Bewegung versetze, eine Art von Musik zum Entzücken der Eingeborenen zum Besten gäben. Die moskowitischen Herren waren sehr mißtrauisch, weil sie selbst sehr wenig Vertrauen verdienten und sie benutzten den Besuch der Pariser Herren, um ihnen Pelzwerk zu den theuersten Preisen anzubieten. Dabei waren sie außerordentlich stolz und sagten, sie seien Unterthanen eines Herrschers, welcher Kaiser mehrerer Reiche sei.

Bei dem Empfange dieser Gesandtschaft durch den König gab es große Schwierigkeiten. Sie verlangte, daß der erste Mann des Königreiches ihnen entgegen-

komme und ihnen zuerst Ehren erweise. Fürst Radziwil, Oberst-Kämmerer von Litthauen, welchen der König zum Empfange der Gesandtschaft abgesendet hatte, stellte sich an, als ob er der Erste vom Pferde steigen wollte, um den Gesandten zu begrüßen. Der Führer der Moskowiten sprang, als er dies sah, allsogleich vom Pferde und betrat zuerst den Boden, während Fürst Radziwil sich einige Zeit im Sattel erhielt, bevor er abstieg, um den Moskowiten zu begrüßen. Solche Mittel, sagten die polnischen Herren zu dem Gefolge der Frau von Guébriant, müsse man anwenden, um einen Vortheil über die Moskowiten zu gewinnen.

Der König von Polen, welcher die Moskowiten nicht allzulange in seiner Hauptstadt aufhalten wollte, entschloß sich, einen Augenblick lang seine Krankheit zu vergessen. Er setzte sich angekleidet auf das Bett, um welches herum sich die Senatoren aufgestellt hatten, und empfing den Gesandten und dessen Suite, welche bei diesem feierlichen Anlasse einige Sorgfalt auf ihre langen Bärte verwendet hatte. Der Gesandte zählte die Titel seines Herrn auf und es begannen die Proteste von Seiten Polens, als der Moskowite Länder anführte, welche die Krone Polens ihr Eigenthum nannte, während der moskowitische Gesandte dieselben Proteste erhob, als die Titel des Königs von Polen

aufgeführt wurden. Endlich mußten die Moskowiten zugestehen, daß diese Länder der Krone Polens bei dem letzten Friedensschlusse zugesprochen worden waren und sie erklärten, an diesem Tage nicht weiter darauf bestehen zu wollen. Sie waren um so leichter geneigt, nachzugeben, als sie dem Könige eine Offensiv- und Devensiv-Allianz gegen die Türken vorschlugen. Der König, dem diese Politik außerordentlich zusagte, stimmte zu. Nach der Ansprache und vollzogenen Ceremonie küßten die moskowitischen Herren dem Könige die Hand und baten ihn, mehrere Geschenke anzunehmen, unter Anderem einen großen, in einem hölzernen Käfige befindlichen lebenden Tiger.

Nachdem die Audienz bei dem Könige beendet war, wurde der Botschafter und sein Gefolge durch den Hofmarschall des Königreiches zu der Königin geführt. Der Botschafter, gleichwie dessen Assistenz verbeugten sich. Er drückte im Namen seines Herrn die Freude über die glücklich vollzogene Vermählung Ihrer Majestät mit einem so großen und berühmten Könige aus und überreichte als Geschenk, zwei Ballen Zobelfelle, deren jeder zwei Dutzend Felle enthielt. Auch die anderen Herren der Gesandtschaft legten mehrere gleiche Ballen vor der Königin auf den Boden. Doch waren dies nicht Geschenke und die Darreichung hatte nur den Sinn,

daß, wenn die Felle Ihrer Majestät gefielen und wenn der Preis, der auf einem beigegebenen Tarife verzeichnet war, convenirte, die Waare Ihrer Majestät nach erfolgter Bezahlung gehöre. War Ersteres nicht der Fall, so nahmen die Moskowiten wieder die Felle und verkauften sie in ihren Magazinen an den Meistbietenden. Sie ließen den Majestäten nur den Vorzug zu Theil werden, daß sie ihre Waare nicht früher verkauften, ehe dieselbe von dem Herrscherpaare des Anblickes gewürdigt wurde. Die besten Kunden dieser Herren waren die Juden, welche es in der Kunst, Felle zu fälschen und sie den Edelleuten auf Credit oder gegen Pfänder zu verkaufen, zur höchsten Vollendung gebracht hatten. Indessen die Marderfelle, welche die Moskowiten gebracht hatten, waren nicht besonders schön und überdies ganz außerordentlich theuer. Man konnte in Amsterdam, wo der Großhandel mit Fellen zu jener Zeit stattfand, viel schönere und billigere Waare erstehen.

XIV.

Zu Ehren der Botschafterin Frau von Guébriant und auch theilweise zu Ehren ihrer Nichte Fräulein Louise, welche der allgemeine Liebling des Hofes geworden war, veranstaltete der Oberstjägermeister, welcher erfahren hatte, daß diese Dame die Jagd liebte, mehrere Ausflüge in die nahe gelegenen Wälder. Trotz der Bitten des Herrn von Bléranval, der durch Geschäfte verhindert war, selbst an der Jagd theilzunehmen und Frau von Guébriant beschworen hatte, Fräulein Louise nicht solchen Gefahren auszusetzen, bewilligte die Botschafterin doch, daß Fräulein Louise der Einladung Folge leiste. Sie beschwichtigte Herrn von Bléranval, zerstreute seine Besorgnisse durch Lächeln und so zog Fräulein Louise von Guébriant in Gesellschaft der Ehrenfräulein der Königin, unter Anführung des Stallmeisters des Königs, Herrn von Blattenberg über die Fluren in den Wald und auf die Haide.

Die Jagdtheilnehmer hielten unter einem Strohdache, welches in der Nähe des Waldes errichtet worden war, und wurden daselbst festlich bewirthet. Man brachte die Gesundheit der Damen in zahlreichen Toasten aus, und hierauf begann die Jagd, welche beinahe immer glücklich war. Man erlegte Dammhirsche, Rehe, Hasen und Füchse. Eines Tages, als Fräulein von Guébriant von der Jagd zurückkehrte, begegnete sie dem Fürsten Johann Radziwil und dem Großschatzmeister von Litthauen, Herrn von Sluska, welchen eine große Anzahl Edelleute folgte. Die Herren baten die Damen, vor denselben ein Reiterschauspiel veranstalten zu dürfen. Es wurde zuerst ein Rennen nach der Mütze veranstaltet. Man setzte eine Mütze auf eine Stange, die ein Diener in der Hand hielt, und nun begannen die Herren, auf eilendem Rosse mit hochgeschwungener Lanze die Mütze von der Stange herunterzustechen. Hierauf jagte Herr von Sluska im vollen Galopp im Kreise über das Feld dahin, warf seinen Säbel weit voran und fing ihn viele Schritte entfernt, während er das Rennen fortsetzte, wieder auf.

In der Osterwoche hatten die französischen Herren und Damen Gelegenheit, die außerordentliche Frömmigkeit der Polen, und besonders des Volkes kennen zu lernen, welches die Kirchen füllte und sich in

denselben mit Peitschen geißelte. Während der Fasten fanden diese Geißelungen jeden Samstag statt. In der Osterwoche vom Mittwoch bis zum Ostersonntag sah man das Volk in Compagnien von fünfzig bis hundert Mann hinter einem Crucifix einherschreiten, die entblößten Seiten voll Blut. Mehrere hatten in ihrem Leibe eiserne Spitzen stecken und zogen entsetzlich schreiend und brüllend durch die Straßen. Sie hielten Holzfakeln in der Hand, bei Tag und Nacht, und zogen so von einer Kirche zur anderen. Diese Leute trugen geschlossene schwarze Kapuzen, die nur an der Stelle der Augen mit weiß eingefaßten Löchern versehen waren, während die Kapuze selbst mit Knochen und weißen Todtenköpfen, ferner mit den Worten: „Memento mori“ bedeckt erschien. Am Charfreitage hörte die Geißelung in den Kirchen der Stadt und der Vorstädte nicht auf und während derselben ertönte fortwährend das Gebet: „Jesus pius, Jesus fortis, Jesus immortalis, miserere nobis!“ Alles warf sich zeitweise auf den Boden. Nachdem die Flagellanten sich wieder erhoben, entblößten sie ihre Schultern, geißelten sich und sangen das Miserere. Mit noch größerer Strenge wurde die Flagellirung auf dem Lande vorgenommen. Die entsetzten französischen Herren und Damen sahen aus den Fenstern des königlichen Schlosses am andern Ufer der Weichsel entlegene

Dörfer beleuchtet, als ob sie in Flammen ständen, furchtbares Geschrei drang aus der Ferne zu ihnen herüber.

Diese Acte der Frömmigkeit gaben zu lebhaften Besprechungen am Hofe der Königin von Polen Veranlassung. Man konnte den Feuereifer der Leute nicht begreifen, die das Seelenheil dadurch zu gewinnen glaubten, daß sie sich geißelten und während der ganzen Fasten nicht nur von dem Genusse der Fleischspeisen, sondern auch jenem der Butter enthielten. Dieses Gebot wurde von dem polnischen Volke so streng gehalten, daß man denjenigen, der dagegen gehandelt haben würde, allsogleich getödtet hätte. Es herrschte auch noch unter dem Volke der Gebrauch, während der Messe beim Vorzeigen des Allerheiligsten einander zu ohrfeigen, worüber die Franzosen in lautes Lachen ausbrachen, so daß einige von ihnen in der Kirche beinahe in eine gefährliche Lage gerathen wären.

Am Charfreitag hielt Herr von Fleury, Beichtvater und Prediger der Königin, in der königlichen Schloßkapelle, in Gegenwart des französischen Gesandten und des Hofstaates, eine höchst erbauliche Rede. Mehrere vornehme polnische Herren, unter Anderen Fürst Radzivil und Graf Donhoff, wohnten der Predigt bei, und Graf Donhoff war von den Worten des fran-

zösischen Predigers so gerührt, daß, trotzdem er Protestant war, fortwährend Thränen seinen Augen entquollen.

Am Charfreitag und Charsamstag besuchten die Königin und die Botschafterin Frau von Guébriant mit ihrem gesammten Gefolge in den Kirchen Warschaus die heiligen Gräber. Die Franzosen fanden, daß dieselben in Warschau viel schöner und effectvoller arrangirt waren, als in Paris. Besonders glänzend erschien die Beleuchtung durch unzählige Kerzen und Lampen. In der Jesuitenkirche war das heilige Grab von einer Einfassung von Waffen umrahmt und eine Musikkapelle spielte vor demselben. Sonnabend verbrachte die Königin nach der Sitte des Landes die halbe Nacht in der Kirche und den ersten Ostertag beinahe ganz. Auf allen Tischen befand sich am ersten Festtage ein ganzes gebratenes Lamm, dann geweihtes Brot, welches über und über mit Safran gewürzt, tiefgelb aussah. Jeder Anwesende aß ein kleines Stück von dem Lamme, einen Bissen von dem Brote, der Rest wurde dem Dienstpersonale überlassen und hierauf begann das eigentliche Mittagsmahl.

Die ganze vornehme Gesellschaft von Warschau beehrte sich, Frau von Guébriant ihre Aufwartung zu machen. Die Appartements, welche sie im königlichen Palaste bewohnte, waren immer übervoll von Edel-

leuten und Offizieren. Der Staats-Kanzler und die beiden Fürsten Radziwil zeichneten Frau von Guébriant besonders aus. Der Marschall, Herr von Kazanowski, ein außerordentlich geistreicher Mann, dessen edler Sinn ihn zum Gegenstande allgemeiner Verehrung machte, gab ihr zu Ehren ein glänzendes Diner und einige Tage darauf einen Ball, während dessen die Marschallin, seine Gemahlin und mehrere Damen vom Hofe tanzten. Obwohl der Marschall sehr durch die Gicht litt, stattete er doch, trotz der großen Schmerzen die ihn quälten, Frau von Guébriant seinen Besuch ab. Sehr häufig wurde sie von dem Nuntius des Papstes, Herrn von Tiepoli, und dem Gesandten Venedigs mit Besuchen beehrt.

Alle diese Besuche der vornehmsten Herren und Damen mußte die Botschafterin erwidern. Sie fuhr bei den Prinzessinnen und Hofdamen, dem Nuntius und dem Botschafter von Venedig, den Prinzen Radziwil, dem Großkanzler des Königreiches und dem Marschalle vor. Sie wurde von denselben und deren zahlreicher Begleitung an den Thoren der Palais empfangen, während Haiduken und Garden Spalier im Hofe und auf den Treppen bis zu den Empfangssälen bildeten.

Der Marschall Kazanowski, welcher an dem Tage, an welchem ihn die Frau Botschafterin besuchte, noch

stärker als seither durch die Gicht litt, ließ sich in einer Sänfte bis an den Fuß der Stiege tragen, um zugegen zu sein, wenn Frau von Guébriant seinem Hause die Ehre erweise, dasselbe zu betreten. Dreihundert bewaffnete Haiduken bildeten Spalier und der Marschall war von fünfzig in gelbe Seide reich gekleideten Edelleuten und einer großen Anzahl von Pagen umgeben. Die Gemahlin des Marschalls kam ebenfalls, umgeben von einer großen Anzahl reichgekleideter Fräulein, der Botschafterin bis an den Fuß der Treppe entgegen.

Die Pracht des Palastes, welchen der Marschall bewohnte, wurde kaum von irgend einem anderen der Welt übertroffen. In italienischem Style erbaut und mit einem sehr großen Innenhofe versehen, erweckte er von Außen keine außerordentlichen Erwartungen. Trat man aber in das Innere, so war man von Entzücken erfüllt. Es befand sich eine sehr hohe, lange und reichgeschmückte Galerie in demselben, von der aus rechts und links der Blick wiederholt in eine Flucht von Zimmern fiel. Die Galerie und die Gemächer waren mit den reichsten Gold- und Seidenstoffen, welche der Orient bieten konnte, geziert. Die Decken der Betten in den Schlafzimmern, aus erhabenem Goldbrokat gefertigt, schimmerten, wenn der Sonnenschein darauf fiel, in prachtvollster Art. Die Kästen und „Cabinets“ waren

von der kostbarsten und seltensten Arbeit mit Schildpatt, Bernstein und harten Steinen geziert. Wenn irgend einer dieser Gegenstände einem Gaste des Marschalls, den er besonders ehren wollte, gefiel, so beeilte sich Letzterer, ihn dem Besucher auf die allerliebenswürdigste Art zum Geschenke darzubieten. Er ließ mit seinen Bitten nicht nach, bis das Geschenk angenommen wurde. So drang er auch in die Marschallin von Guébriant, sich irgend ein Stück zum Andenken in seinem Palaste auszusuchen. Die Botschafterin dankte in verbindlichster Art für die außerordentliche Güte des Marschalls und seiner Gemahlin, fand aber nach Hause zurückgekehrt, einige mit Lapislazuli und anderen harten Steinen gezierte „Cabinets" in ihren Appartements. Frau von Guébriant sendete dem Marschall einige mit Brillanten geschmückte pariser Uhren.

Eine der eigenthümlichsten Erscheinungen im Palais des Marschalls waren zwei Zwerge, welche zwei in ihrer Art nicht minder kleine Hunde bewachten. Die Hunde lagen in einem kleinen Körbchen, nicht größer als eine Hand, auf einem seidenen parfümirten Polster, von dem sie sich bei dem Eintritte der Botschafterin und ihres Gefolges erhoben und die Gäste durch ihr Gebell förmlich begrüßten. Auf ein Zeichen, das ihnen einer der Zwerge gab, kehrten sie auf ihr Lager zurück. Der

eine Zwerg war verheirathet und seine Frau nicht viel größer als er, doch hatte sie nicht das graziöse Aussehen ihres Mannes, da sie etwas zu sehr mit Leibesfülle gesegnet war. In einem andern Zimmer befanden sich zwölf Ehrenfräulein der Marschallin, so reich mit Perlen und Diamanten geziert, daß der Kopf förmlich in einem Perlen-Netze verschwand. Sie scherzten mit einer Wahnsinnigen, die ein Mann zu sein wähnte. Der Staatskanzler des Königreichs unterhielt zur Belustigung seines Hauses einen wahnsinnigen Knaben, welcher vermeinte ein Mädchen zu sein und auch als solches gekleidet war. Er verstand es so gut, seine Rolle zu spielen, daß er in Eifersucht ausbrach, wenn irgend einer Dame in seiner Gegenwart geschmeichelt wurde. Man erzählte, daß der Gegensatz, welcher sich in den zwei verschiedenen Häusern durch das verrückte Mädchen und den verrückten Jüngling aussprach, ein Zeichen jener Rivalität sei, die zwischen dem Reichskanzler und dem Marschalle in allen Dingen bestand. Was der Eine liebte, haßte der Andere und umgekehrt.

Als schönster Raum in dem Palaste des Marschalls erschien der große Saal. Dieser war wie alle übrigen Empfangsräume mit Marmor bekleidet und der Boden mit Marmorplatten belegt. In der Mitte des weiten Saales befand sich ein großer Brunnen aus

Silber, in welchem wohlriechende Wasser aller Art sprangen. Auf ein gegebenes Zeichen hörte das Wasserspiel auf und der Springbrunnen ließ hohe Strahlen verschiedener Weine in die Höhe schießen. Ober der Eingangsthüre des Saales befand sich eine große Tribüne, auf welcher ein von dem Marschalle unterhaltenes Orchester bei dem Eintritte der Excellenzen spielte.

Die Gesellschaft begab sich hierauf zur Tafel. Es wurde an vier Tischen, an deren jedem zwanzig Personen Platz nahmen, servirt. Die Tische waren mit großen, vergoldeten Silbergefäßen geziert, in denen sich eingemachte Früchte der seltensten Art befanden: Birnen in einer Größe, daß darüber selbst die französischen und italienischen Gäste des Marschalls erstaunten, Orangen, Citronen und Melonen. Der Werth des Buffets spottete jeder Schätzung. Nicht nur, daß es mit einer außerordentlich großen Anzahl der kostbarsten getriebenen Silber- und Goldgefäße bedeckt war, das Buffet selbst war in Italien von berühmten Bildhauern angefertigt worden. Unter den Gefäßen aus Gold und Silber wurde am meisten ein großer Bacchus, der auf einem silbernen, mit goldenen Reifen umspannten Fasse saß, bewundert. Fünfzig Edelleute, welche dem Hause des Marschalls attachirt waren, credenzten in außerordentlich schönen Gefäßen von

Krystall, welche mit Deckeln aus vergoldetem Silber geschlossen waren, die Getränke.

Nach dem Diner begann die Musik zum Tanz aufzuspielen. Die Frau Marschallin Kazanowska tanzte mit dem Großschatzmeister von Litthauen, Herrn von Sluska, ihrem Bruder, der Markgraf von Miskowski mit seiner Frau und fast die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme des Marschalls und der Frau Botschafterin, nahm an dem Balle Theil.

Die Tänze wurden von den französischen Herren und Damen außerordentlich bewundert. Sie mußten zugeben, daß die Bewegungen der Polen an Vornehmheit, Grazie und Galanterie der Herren gegen die Damen, in der sich die Verehrung des schönen Geschlechtes aussprach, in Frankreich nicht erreicht werde. Die Tänzer bildeten einen Kreis und es befanden sich immer zwei Damen und zwei Herren nebeneinander. Die erste Tour bestand in Verbeugungen; dann kamen leichte Bewegungen nach vor- und rückwärts. Hierauf lösten sich zwei Damen aus dem Kreise und glitten leicht über den Boden bis in die Mitte des Raumes, gleichsam, um sich den Verfolgungen der zwei Herren, welche ihnen folgten, zu entziehen. Bei Hofe und in den vornehmen Häusern in Warschau war noch immer dieser Kreistanz in Mode.

Die Franzosen, obwohl an Pracht und Luxus in ihrer Heimath gewöhnt, unterhielten sich, wenn sie allein waren, über die verschwenderische Herrlichkeit, welche sie in Warschau sahen, und drückten die Befürchtung aus, daß solche ungezählte Ausgaben auch die größten Einkünfte in längerer oder kürzerer Zeit zu erschöpfen geeignet wären. Man lebte, sagten sie, in Polen, als ob die Familien und Tage keine Nachfolge hätten. Man sorge nur für Heute und nicht für Morgen.

XV.

Was der König im Gespräche mit Frau von Guébriant halb spottend, halb befürchtend, angedeutet hatte, war wirklich geschehen. Die Herren aus dem Gefolge der Botschafterin hielten förmlich Wacht in den Vorsälen der königlichen Appartements. Einer löste den anderen ab und der Rückkehrende berichtete der Botschafterin, wie sich der König befinde und was er wahrgenommen. Den Herren und Damen des Hofes fiel die Einschließung Seiner Majestät nicht auf. Sie fanden die außerordentliche Aufmerksamkeit, welche Frau von Guébriant dem kranken Herrscher erweise, ganz in der Ordnung. Der König hingegen fühlte sich beengt, beunruhigt, peinlich berührt. Er machte sich Vorwürfe, daß er gegen Frau von Guébriant zu liebenswürdig gewesen und nahm sich vor, bei der nächsten Zusammenkunft mehr den König hervorzukehren. Wenn aber Frau von Guébriant sich ihm gegenüber befand und er die ersten Worte rauh und schneidig hervor-

gebracht, legte sich alsbald sein Unmuth, er wurde ruhiger, freundlicher, um sich gänzlich dem wohlwollenden Interesse hinzugeben, welches er für Frau von Guébriant gefaßt hatte.

Gegen Personen, die durch ihre Liebenswürdigkeit, durch Geist und Charakter Einfluß auf uns gewonnen haben und uns bezaubern, fühlen wir, wenn sie sich entfernt, gar oft Unwillen, der sich manchmal bis zum Haß steigert. Es ist dies die Reaktion, welche mächtige Naturen in schwächeren hervorbringen, die aber nur so lange dauert, als sich letztere außerhalb des Bannes ihrer geistigen Bezwinger befinden. In dieser Gemüthsverfassung befand sich auch König Ladislaus von Polen. Obwohl er die Rolle des Kranken consequent fortspielte und sein Schlafzimmer nicht hätte verlassen können, auch wenn die diplomatische Garde der Frau von Guébriant sich nicht in den Vorgemächern befunden haben würde, machte ihn der Gedanke: beobachtet, ja förmlich eingeschlossen zu sein, unmuthig und übel gelaunt. Er ersehnte deshalb die Abendstunden, wo er die Attachés der Frau von Guébriant und deren übergroße Sorge für ihn los werden konnte. Der König glaubte, daß wenn sie sich bei der hereinbrechenden Dunkelheit aus den Vorsälen entfernten und ihre Aufgabe beendet war, er nicht ferner beobachtet würde.

Der Dienst der Attachés war in der That zu Ende, aber an ihre Stelle traten die Agenten und so wurde Frau von Guébriant über jeden Schritt des Königs informirt.

König Ladislaus hatte noch selten der herniedersinkenden Nacht mit so gespannter Erwartung entgegengesehen wie jener, die auf den ersten Tagwachdienst der diplomatischen Garde der Frau von Guébriant folgte. Kaum war es finster geworden, so rief er Herrn von Remski herbei. Er fragte denselben: ob seine Befehle genau ausgeführt worden wären, die geheime Treppe frei, die Umgebung des Schlosses sicher sei und die Passage über den Fluß, welche König Ladislaus einzuschlagen wünsche, bestens untersucht worden wäre. Remski versicherte, daß alle Aufträge Seiner Majestät pünktlich ausgeführt worden seien, er selbst habe sich im Laufe des Tages und zwar zu Mittag und am Abende davon überzeugt. Das Eis der Weichsel sei an der Stelle, wo Seine Majestät den Fluß zu passiren beabsichtige, vollkommen fest und sicher. Der König, welcher von Frau von Guébriant direkt gemahnt worden war, nicht aus seiner Krankenrolle zu fallen, hatte diese Passage ausgesucht, weil er annahm, daß Niemand auf die Idee gerathen würde, der König und noch dazu allein, ohne Begleitung, werde sich in der Nacht=

zeit solcher Gefahr aussetzen. Er hatte vom Fenster aus Remski die Linie bezeichnet, die er zurückzulegen wünschte und seinen Kammerherrn beobachtet, als dieser über das Eis des Flusses wiederholt dahinschritt.

Der König kleidete sich für seinen nächtlichen Gang passend an, nahm eine Blendlaterne, schritt die Wendeltreppe hinab, verließ das Schloß und überschritt, wenn auch etwas zaghaft und langsam, das Eis. Er war etwa hundert Schritte von dem Ufer entfernt, als er wahrnahm, daß zu seiner Linken, in ziemlicher Entfernung, ein Mann mit ihm denselben Weg gehe. Er sah schärfer aus und bemerkte, daß der Mann an einer Stelle die Weichsel überschreiten wolle, wo das Eis bereits brüchig geworden war, ja offene Stellen darbot. Die Gefahr, in welcher der Mann schwebte, veranlaßte den König, der in diesem Augenblicke vergaß, daß er von Niemandem erkannt werden wolle und auch einer guten Regung nachzugeben rasch bereit war, zu rufen:

Hollah, halt! Was thun Sie? Wohin?

Es erfolgte keine Antwort.

Bleiben Sie stehen, schreiten Sie keinen Schritt vorwärts, sonst sind Sie verloren!

Abermals keine Antwort.

Vor Ihnen liegt eine offene Stelle. Wenn Sie

hineinfallen, sind Sie rettungslos verloren. Halt, keinen Schritt weiter, ich befehle es! rief der König.

Der Mann blieb stehen und schien die Gestalt, welche ihm zurief, soweit es die Dunkelheit zuließ, zu beobachten.

Ist wirklich Gefahr vorhanden, oder soll das ein Scherz sein? rief er.

Kein Scherz, es ist Ernst! Kommen Sie näher, hierher, an meine Seite!

Der Mann nahte dem König. Als er ungefähr zehn Schritte von ihm entfernt stand, drehte der König die Blendlaterne rasch um und verbarg sie unter seinem Mantel. So! Jetzt gehen Sie hinter mir her und suchen wir das sichere Ufer zu erreichen.

Nachdem Beide am Ufer angelangt, die etwas steile Böschung desselben emporgeklommen waren und sich auf ebenem Boden befanden, kehrte der König, dessen Gesicht von der breiten Krempe seines Hutes fast vollkommen bedeckt war, die Blendlaterne rasch gegen das Antlitz desjenigen, dem er das Leben gerettet, und als er ihn erblickte, stieß er einen aus Ueberraschung und Abscheu gemischten Ruf aus:

Ah! Sie da! Sie sind noch immer in Warschau? Ich glaubte, Sie hätten längst das Weite gesucht. Ich brauche mich nicht länger mehr vor Ihnen zu

verhüllen, Sie werden ja an meiner Stimme erkannt haben, wer ich bin?

Jawohl, Sire.

Nun wie kommt es, daß Sie noch in Warschau sind? Sie sagten doch, als Sie zuletzt bei mir erschienen, daß Sie die Stadt bald verlassen würden?

Ich hatte die Absicht, Sire! Allein es traten Hindernisse ein, die es mir räthlich erscheinen ließen, mich bei Tage verborgen zu halten und nur des Nachts auszugehen!

Ich verstehe Sie nicht!

Ich bin von Spionen umgeben, Sire, und fürchte, daß, wenn ich mein Versteck verlassen und abreisen wollte, Hand an mich gelegt und ich in festen Gewahrsam gebracht werden würde.

Wer sollte das thun?

Die Königin, Frau von Guébriant oder deren Organe.

Ich wüßte nicht, daß die Königin oder Frau von Guébriant das Recht hätten, Jemanden gefangen nehmen zu lassen.

Sire, ich bin französischer Unterthan.

Jetzt sind Sie aber in meiner Hauptstadt und ohne mein Wissen und jenes meiner Behörden kann Niemand eingekerkert werden.

Es würden kaum die Kerker Eurer Majestät sein, in die man mich bringen würde.

Ihre Phantasie scheint sehr rege zu sein. Sie denken übel von den Menschen. Uebrigens Sie haben mir ja Proben Ihrer Gesinnungsweise gegeben, es setzt mich dies nicht in Erstaunen. Doch kein Wort mehr davon. Sie wollten von mir keine Belohnung annehmen, als Sie mir Ihre Mittheilungen machten. Nun denn, halten Sie sich jetzt für bezahlt; ich habe mich dankbar erwiesen, ich habe Ihnen das Leben gerettet.

Sire, ich habe die Wahrheit gesprochen, nicht mehr und nicht weniger.

Ich weiß es! Allein die Art und Weise Ihrer Darstellung scheint etwas gefärbt gewesen zu sein. Wo wollten Sie hin?

Ich habe hier in der Vorstadt ein Versteck gesucht und gefunden.

Mögen Sie von demselben nicht allzulange Gebrauch machen! Beschleunigen Sie Ihre Abreise, ich stehe sonst für nichts gut. Ich besorge zwar nicht, daß man Sie gefangen nehmen wird, allein wenn Sie erkannt würden, dürfte sich ein Edelmann aus dem Gefolge der Frau von Guébriant finden, einer Ihrer

Landsleute, der sich Ihnen in den Weg stellen könnte.

Das würde ich nicht fürchten, Sire!

Vielleicht eine andere Gefahr, was weiß ich. Reisen Sie mit dem Bewußtsein dessen, was Sie gethan. Ich vermag nicht zu glauben, daß es Sie besonders glücklich machen wird.

Der Fremde, der ebenso wie der König einen einfachen Mantel und einen breiten Hut trug, verbeugte sich. Der König und er schlugen verschiedene Wege ein.

Beide hatten ihr Gespräch in der Nähe einer kleinen Kapelle geführt, in der sich hinter einem Gitter ein Marienbild befand, vor dem eine kleine Lampe brannte. Hinter der Kapelle hielt sich ein Mann verborgen, welcher nicht nur das Gespräch vernahm, sondern auch in dem Augenblicke, wo der König die Blendlaterne spielen ließ, das Gesicht des Fremden erkannte. Er murmelte leicht vor sich hin: Der Marquis de Bois-Darfin!

Als sich der König und der Marquis getrennt hatten, schwankte der Verborgene einen Augenblick lang, welchem der Beiden er folgen solle. Dann sagte er aber zu sich: Wo der König heute hingeht, wird er wahrscheinlich öfter hingehen. Der König bleibt hier, der Marquis aber beabsichtigt zu fliehen! Ich will dem

Marquis folgen. Leicht wie ein Schatten huschte er, an den Häusern schleichend, in einiger Entfernung demselben nach und behielt die Hütte, in welcher endlich der Marquis verschwand, in seinem Gedächtnisse, indem er sich alle besonderen Kennzeichen, welche ihm bei Tage dieselbe wieder erkennen lassen mußten, einprägte.

XVI.

König Ladislaus setzte inzwischen seinen Weg fort. Bei dem Hause angelangt, welches das Ziel seiner Wanderung war, klopfte er leise an die niedere Eingangsthüre, die bald darauf geöffnet wurde. Der Mann, der ihm entgegenkam und unterwürfig zulispelte: „daß er ihm zu Füßen falle", war ergraut. Frühzeitig ergraut, das konnte man an dem kräftigen Körperbau und an der aufrechten Haltung, die er annahm, als er dem voranschreitenden Könige folgte, wahrnehmen. Der König begab sich nach dem oberen Stockwerke, zu dem man auf einer alten, unbequemen, halbverfallenen Stiege gelangte. Er öffnete rasch eine Thür und stand in einem niederen Zimmer, dessen Holzverkleidung und aus roh geschnitzten Balken gebildete Decke vom Rauche und der Zeit geschwärzt waren. Das Zimmer bot keine irgendwie bemerkenswerthen Möbel und nur einen Gegenstand, der die Aufmerksamkeit fesselte. An der Wand über dem Mittagstische hing ein ziemlich reich

mit kleinen Perlen und Edelsteinen von mäßigem Werthe geschmücktes Muttergottesbild, vor welchem auf einer hölzernen Console ein Lämpchen brannte, das sein zitterndes Licht in schwankenden Streifen über das Heiligenbild warf. Dieses war eine sogenannte „schwarze Muttergottes“, Copie eines weithin bekannten und verehrten Muttergottesbildes, jenes von Czenstochau. Wahrscheinlich ist dasselbe byzantinischen Ursprungs.

Marina! sprach der König und reichte einem jungen Mädchen die Hand, das ihm schüchtern einige Schritte entgegengekommen war und hoch erröthend den Blick senkte.

Die Lichtgestalt des Mädchens und das dunkle Heiligenbild bildeten, wenn man das Auge von dem Einen zu dem Andern wandte, einen eigenthümlichen Gegensatz. Marina glich einer Madonna, wie sie die italienischen Maler der Vor-Raphaelischen Zeit, wie sie Holbein und einige Niederländer vor ihm, zu malen pflegten. Sie war hochgewachsen und im schönsten Ebenmaße entwickelt. Sie besaß die Taille eines Mädchens und den Busen einer jungen Frau. Die imposante Gestalt ruhte auf den Füßen eines Kindes und hatte dem Könige schüchtern die Hand eines Kindes dargeboten. In ihrem ovalen, weißrosigen, mit einer fein geschwungenen Nase gezierten Antlitze leuchteten

zwei Augen von dem Blau des blühenden Leines, und flachsfarben, vom schönsten Aschblond, waren die Haare, welche den Kopf reich umrahmten. Marina war eines der schönsten Mädchen des an schönen Frauen so reichen Polenlandes. Die zierliche Geschmeidigkeit ihrer Glieder, die Anmuth in Blick und Mienenspiel, die Sprechweise, welche das Wort mit musikalischem Lispeln über ihre Lippen brachte, hätten eine vornehmere Abkunft vermuthen lassen. Diese war indessen dem Mädchen, nach dem ärmlichen Hause zu schließen, in welchem es sein Dasein an der Seite des einsilbigen, oft bekümmerten Vaters zubrachte, vom Schicksal nicht bestimmt worden.

Marina wußte offenbar nicht, daß der König vor ihr stehe. Sie war höflich gegen ihn, aber weit entfernt von Unterwürfigkeit.

König Ladislaus, nachdem er Mantel und Hut abgeworfen, setzte sich auf einen in der Nähe des Tisches stehenden hölzernen Stuhl und sprach:

Nun, mein holdes Kind, wie hast Du die letzten Tage zugebracht? Ich habe Dich lange nicht gesehen! Die Zeit ist mir trübe, traurig verflossen; ich habe viel Unangenehmes erlebt. Um es zu vergessen, einige Stunden der Ruhe, des Friedens und des Glückes zu genießen, bin ich hieher gekommen. Ist das Fischgericht

fertig? Willst Du es mir vorsetzen, Marina? Ich habe mich sehr darauf gefreut.

Der Vater Marina's bemerkte, daß das Essen bereitet sei. Er eilte in die Küche, um es zu holen, während Marina den Tisch mit einem weißen Linnentuche bedeckte, Teller und ein einfaches Eß-Besteck herbeibrachte. Ihr Vater kam rasch mit einer dampfenden Schüssel zurück, und setzte sie vor den König hin.

Nun, mein Kind, willst Du nicht an meinem Mahle Theil nehmen? Setze Dich mir gegenüber! sprach der König.

Marina setzte sich auf einen Stuhl, aber so leicht, als ob sie gesonnen sei, sich im nächsten Augenblicke wieder zu erheben.

Der König aß mit dem Appetit eines Mannes, der den ganzen Tag keine Nahrung zu sich genommen hat. Nirgendwo mundet die Speise so sehr als auf dem Tische, den die Geliebte gedeckt hat und an dem sie sitzt. Wiederholt während des Mahles rief der König lächelnd: Ich möchte wetten, daß es dem Könige von Polen in seinem Palaste nicht so gut schmeckt, wie mir in Eurer Hütte! Das macht die Ruhe, der Friede; beides unschätzbare Güter! Da ist das Glück. Du ißt aber nicht, Marina? Und Ihr, Alter?

Danke, gnädiger Herr, sprach der Mann, für mich

und mein Kind! Wir haben, wie es unser Brauch ist, zeitlich zu Nacht gegessen.

So setzt Euch doch! rief ihm der König zu.

Danke ergebenst, gnädiger Herr! Ich thue nach Eurem Befehl.

Werdet Ihr Euch nie vertraulich, nie freundlich zu mir stellen?

Bitte, gnädiger Herr, ich weiß, wie ein armer Fischer sich einem vornehmen Herrn aus der Stadt gegenüber verhalten muß!

Ei was, vornehmer Herr aus der Stadt. Ich bin hier nichts als Mensch und will nichts anderes sein. Ich will frei athmen, denken und fühlen, mein Auge und Herz erfreuen. Nun, Alter, wie ging es in den letzten Tagen beim Fischfang. Habt Ihr Glück gehabt?

Verzeihung, gnädiger Herr, nicht sonderlich! Zur Winterszeit blüht dem Fischer nicht der reiche Wasser-segen. Besonders nicht am Ausgange des Winters, wo das Eis knarrt und springt, weich wird, wo es gefähr-lich ist, dasselbe zu betreten und die Löcher einzuschlagen, durch die man bei Tag die Netze hindurchzieht oder an denen man des Nachts bei Fackelschein mit dem Zweizacke steht, um den vorwitzig herbeischwimmenden Fisch mit einem Stoße nahe am Kopfe zu harpuniren.

Ich habe nicht viel gefangen. Indessen es reicht aus, um uns zu ernähren.

Sonderbarer Mann! sagte der König. Arm und doch stolzer wie der stolzeste Edelmann. Keiner von den vornehmen Herren, die dem Könige den ganzen Tag hindurch schmeicheln, riefe ihm Euer: „Nein ich danke!“ entgegen, wenn es sich darum handelte, von ihm eine freiwillig angetragene Gnade anzunehmen. Und von mir, einem einfachen Edelmanne, der sich erlaubt hat, hier von Zeit zu Zeit des Abends bei Euch Fische zu essen, nehmt Ihr, der arme Fischer nur nach langem Bitten den Preis an, den ihr für Euren Fang von jedem anderen Käufer erhalten würdet. Wie geht das zu?

Gnädiger Herr, jede Waare hat ihren bestimmten Preis, so auch der Fisch. Und wenn ich von Euch mehr nehmen würde als diesen Preis, so möchte es scheinen, als ob Ihr die Zubereitung reichlicher bezahlen wolltet, als sie es verdient!

Der alte Mann hatte die letzten Worte mit einer Art von Absichtlichkeit gesprochen und dabei den König so sinnend betrachtet, daß dieser hätte erkennen müssen: der Fischer wisse, wen er unter seinem Dache zu bewirthen die Ehre habe; allein der König war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, zu voll des Glückes, das er

in der ärmlichen Stube gefunden, als daß er die Worte des Fischers beachtet hätte.

In diesem Augenblicke ertönte ein Signalpfiff. Der Fischer horchte auf, wurde unruhig und war sichtlich unschlüssig, was er thun solle. Endlich nachdem das Zeichen wiederholt und zwar so laut, daß man das Dringende des Rufes erkennen konnte, gegeben wurde, sprach er, nach seiner Pelzmütze greifend, zum Könige:

Verzeihung, gnädiger Herr! Es wird von meinem Gehülfen, der sich auf dem Eise befindet, das Zeichen gegeben, daß ich zu ihm eilen soll. Es muß sich irgend etwas besonderes zugetragen haben, vielleicht ein großer Fisch in Sicht!

Laßt Euch nicht abhalten, Mann! sprach der König. Erlaubt, daß ich noch kurze Zeit hier verweile. Ich werde Eure Rückkehr abwarten.

Diese könnte erst spät erfolgen, gnädiger Herr, sprach einigermaßen drängend der Fischer.

Nun gut, laßt mich noch für kurze Zeit hier bei Eurem Kinde. Es soll mir ein Paar Augenblicke verplaudern.

Der Fischer sah seine Tochter Marina an, schritt dann zur Thüre, an welcher in einem kleinen irdenen Gefäße sich geweihtes Wasser befand, tauchte die Finger-

spitzen in dasselbe, kehrte sich seinem Kinde zu, machte auf dessen Stirne das Zeichen des Kreuzes, küßte und drückte Marina leicht an seine Brust. Er empfahl sich ehrerbietig von seinem Gaste und verließ das Zimmer.

Der König betrachtete Marina einige Zeit hindurch ohne ein Wort zu sprechen. Er lauschte, solange die schweren Tritte des Forteilenden vernehmbar waren. Als in und außerhalb des Hauses Stille herrschte, sagte er zu Marina, welche, die Hand ausstreckend, ein Spinnrad, das unweit von ihr stand, ergriffen hatte und, den Blick gesenkt, emsig spann:

Kannst Du denn nicht einen Augenblick lang ruhen, mein Kind? Setze das Spinnrad bei Seite und höre mir zu.

Ich höre jedes Wort, gnädiger Herr, sprach Marina und spann weiter.

Sage mir, sagte der König, welcher aufstand, an Marina herantrat und mit seiner weißen, feinen Hand wiederholt über den weichen Flachs fuhr, was hast Du Dir für Gedanken über mein Kommen und Verweilen bei Euch, bei Dir, gemacht?

Gnädiger Herr, Ihr habt gesagt, daß Ihr kämet, um bei uns Fische zu essen, weil diese Euer Lieblingsgericht seien.

Glaubst Du wirklich, daß ich blos deshalb gekommen bin, daß ich blos deshalb so gerne hier weile?

Gewiß, Herr.

Nun, Marina, mich führt noch eine andere Ursache her.

Welche?

Du selbst.

Ich? sprach Marina tief erröthend und den Blick noch tiefer senkend.

Du! rief der König, Du allein! Ich will offen mit Dir sprechen, willst Du mich anhören?

Gewiß.

Der König bewegte seine Hand schüchtern, zögernd von dem Rocken nach dem Kopfe Marina's, strich einmal rasch über ihr Haar, vom Scheitel des Kopfes bis zur Wange herab und fuhr ebenso rasch mit der Hand wieder zurück, dieselbe auf den Rocken legend, als Marina ihn mit einem Blicke ansah, in welchem erstaunte Frage und abweisende Bitte sich ausdrückten.

Sei ohne Scheu, mein Kind! sagte der König. Du hast so schönes Haar. Ich liebe dieses polnische Haar, das einzig in der Welt ist und das Deinige ist schöner als jenes irgend einer Frau in Polen. Ich möchte offen mit Dir reden; höre mich ruhig an. Als ich von Kummer und Sorgen gedrückt, jeder Hoffnung beraubt, auf welche ich meine ganze Zukunft, mein letztes Glück gesetzt hatte, eines Tages mein Haus verließ, hinaus

in das Freie stürzte und verzweifelnd hin und hereilte, gelangte ich vor Euer Haus und sah Dich am Fenster. Es herrschte starker Frost. Das Glas der geöffneten Fensterflügel war mit Eisblumen, wie mit reichem Dammast, welcher den Tisch ziert, bedeckt. An dem geöffneten Fenster standest Du, hold, rosig, frisch, das junge Leben ausathmend wie eine Blume mitten im Winter. Deine Augen leuchteten, wie das Frühlingslicht, Deine Wangen glühten wie Rosen. So erblickte ich Dich und Du standest fortan ununterbrochen vor meinem Geiste. Du warst für mich ein wunderthätiges Bild geworden und übtest Wunder an mir zu jeder Stunde. Dein Anblick hatte alle Leiden wie mit einem Zauberstabe von mir verscheucht, mein Herz war ruhig geworden, Trost und Hoffnung waren in dasselbe eingezogen. Ich faßte Vertrauen zu mir selbst, Liebe zum Leben, es hatte mir ja noch Schönes zu bieten und das ist der Gedanke, welcher allein den Menschen aufrecht zu erhalten im Stande ist. Wer liebt, lebt gern. Marina, in dem Augenblicke als ich Dich zuerst gesehen, faßte ich Liebe zu Dir. Laß es mich offen bekennen, ich liebe Dich, liebe Dich mehr, als ich je ein Weib geliebt! Dich liebe ich wirklich!

Gnädiger Herr, wie könnt Ihr solche Worte an ein armes, unwürdiges Mädchen wie mich richten?

Du bist nicht arm und unwürdig, Du bist die reichste an Schönheit, bist werth von einem Könige geliebt zu werden!

Ihr spottet meiner, gnädiger Herr!

Spotten, wenn man liebt? Nein, Marina, in Deiner Nähe muß man wahr sein und so sage ich Dir denn, damit Du weißt, wer ich bin .... Doch nein, ich will vorher noch eine Frage an Dich richten! Glaubst Du, Marina, daß Du Freundschaft für mich fühlen, daß Du mir gut werden könntest?

Gnädiger Herr, ich habe Vertrauen zu Euch, ich bin Euch gut. Ich danke Euch, daß Ihr mir freundlich gesinnt seid!

Du ahnst nicht, Marina, wie sehr Du mich mit Deinen Worten beglückst! Und nun will ich Dir sagen, wen Du so hoch erfreust. Vernimm, Marina: ich werde Dich glücklich machen, glücklicher als Deine kühnsten Träume Dir geschmeichelt. Ich will Dich und Deinen Vater dem armen Leben entreißen, das Ihr führt, ich will Dich hoch erheben! Ich will Dir danken bis zu meinem letzten Athemzuge und Dich immer nur fragen, wie kann ich Dir dankbar sein für Deine Güte? Fordere dann, was Du willst, Marina, ich kann es Dir geben und ich werde es, denn ich bin der König!

Herr, mein Gott! rief Marina, welche Gnade,

welche Ehre wird diesem Hause zu Theil! Ihr, der König! Bewegt und am ganzen Körper zitternd erhob sich das Mädchen, stürzte dem Könige zu Füßen, umklammerte seine Knie, küßte den Saum seines Rockes und brach in Thränen aus. Der König, tief bewegt, hob Marina, welche fast unfähig war, zu sprechen, auf, neigte sich über dieselbe, und berührte mit seinen Lippen das reiche goldene Haar. Dann nahm er Hut und Mantel, und mit den Worten: Lebe wohl, mein Kind, Du hast dem Könige die schönste Stunde seines Lebens gegeben; er dankt Dir, er wird Dir immer dankbar sein! verließ er das Zimmer und eilte fort.

Marina, welche einige Zeit hindurch starr vor sich hingesehen, wandte sich langsam gegen das Madonnenbild, dessen Krone von dem Lichte der flackernden Lampe erhellt wurde, kniete vor demselben nieder, streckte die gefalteten Hände flehend empor und betete, während Thränen, Perlen gleich, über ihre Wangen rollten.

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Uhl, Friedrich,

Die Botschafterin Roman

Bd.: 1. Band

1880

P.o.germ. 1516 dc-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11673294-6